

Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 1 Juni 1938 Heft 4



Theodor Hulsch

Reichsarbeitsdienst im Kampf um die Erhaltung deutschen Bauerntums in der Ostmark

Bereits die Geschichte der Kolonisation des ostdeutschen Raumes im Mittelalter zeigt, daß nur dort dieses alte germanische Siedlungsgebiet in den deutschen Lebensraum wieder eingegliedert werden konnte, wo mit dem Soldaten der Bauer kam; er allein verband das Schicksal dieses Landes durch die lebens- und volkserhaltende Kraft seines Blutes aufs neue mit dem Schicksal unseres deutschen Volkes. Als um die Jahrtausendwende die ersten Marken errichtet wurden, kam es damit noch nicht zu einer wirklich dauerhaften Landnahme. Dieses geschah erst, als bei der extensiven Wirtschaftsweise im Westen des Landes hier der Boden nicht mehr zur Ernährung des Bauern ausreichte und dadurch der Anstoß zu der bäuerlichen Wanderung gegeben wurde, die auch an den Grenzen des Reiches nicht haltmachte.

Längs der Küste und an den Rändern der Mittelgebirge entlang verliefen die Ströme der Kolonisation, von denen der erste in dem sandigen Hügelland der Kaschubei unterbrochen wurde, weil der Boden hier dem deutschen Bauern nicht die gewohnten und im neuen Lande erwarteten Lebensbedingungen bieten konnte. Bei einem Blick auf die heutige politische Karte Deutschlands und auf die des deutschen Volkstums erkennt man, wie grundlegend die Richtung dieser beiden Wanderwege deutscher Bauern und die Nichtbesiedlung der Kaschubei vor Jahrhunderten schon das heutige deutsche Schicksal beeinflußt haben. Ähnliche Betrachtungen können über den deutschen Einfluß im Baltikum, in Südpolen und anderen osteuropäischen Gebieten angestellt werden, die nicht in das deutsche Siedlungsgebiet eingeschlossen werden konnten, weil teils der Bauer überhaupt ausblieb, teils den deutschen Bauernsippen der Schutz des Reiches versagt blieb.

Wie damals schon, so bildet auch heute noch und in alle Zukunft der Bauernstand das Fundament des gesicherten und bodenverwurzelten Volkstums und damit die Voraussetzung für den dauernden Besitz eines Landes. Mit dieser Erkenntnis ist jeder deutschen Volkstumsarbeit im Grenzland der Weg vorgeschrieben. Sie muß ansetzen bei der seelischen und materiellen Förderung und Stützung des deutschen Bauern.

Das liberalistische Zeitalter, das nur für den privaten Eigennutz Verständnis aufbringen konnte, bot der Forderung dieses Gedankens von Blut und Boden keinen Raum. Der Nationalsozialismus jedoch vermochte in klarer Erkenntnis um die Ewigkeitswerte des deutschen Volkes den Bauernstand wieder planmäßig in die ihm gebührende Stellung hineinzuheben. Auf den Bauern der Grenzlande ist dabei besonders Bedacht genommen. Ihn zu erhalten, zu stärken und zu mehren, bedeutet einen lebenden Wall und eine feste Wehr um Deutschland legen.

Es ist für den Reichsarbeitsdienst eine freudig erfüllte Ehrenpflicht, für diese nationalsozialistische Aufgabe seine starken ideellen Kräfte und die fleißigen und geschickten Arbeitsfäuste seiner jungen Mannschaft anzusetzen, denn er wurde ja nach dem Wort des Reichsarbeitsführers „aus der nationalsozialistischen Bewegung heraus geboren". Er ist eines der wesentlichsten Mittel, durch die Erziehungsarbeit an den jungen deutschen Menschen das ganze Volk mit nationalsozialistischem Denken zu erfüllen und durch seine in der Gemeinschaft aller geleistete und uneigennützige Arbeit am

deutschen Boden sowohl die letzten liberalistischen Gedanken um die Begriffe „Arbeit, Blut und Boden" aus den Hirnen zu treiben, als auch einen wesentlichen Beitrag zur Erringung der Nahrungsfreiheit des Volkes zu liefern, sowie gleichzeitig die soziale Lage des Bauernstandes zu heben.

Wenn nun diese Arbeit an der deutschen Jugend im Arbeitsdienst und dieser Jugend selbst in ganz Deutschland schon heute nach fünfjähriger Aufbauzeit ihre reichen Früchte trägt, wie besonders wertvoll und schon nicht mehr zu entbehren ist sie in den leider nur dünn besiedelten deutschen Grenzmarken! Ihren Wert für das deutsche Volkstum kann nur ermessen, wer miterlebt hat, wie der alteingesessene Grenzlandbauer den Mehrertrag seines Landes dankbaren Herzens entgegennimmt, oder wie der Siedler seinen Pflug erstmalig durch neugewonnenes Land zieht. Beide wissen sie nun, daß sie ihre Vorpostenstellung halten können.

Von symbolischer Bedeutung ist es, daß der erste Führerlehrgang des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes im Jahre 1931 bei Frankfurt a. d. Oder stattfand und daß das erste Arbeitslager der Bewegung im Januar 1932 in Hammerstein (Grenzmark) errichtet wurde. Die hier ausgewählten und geschulten Führer, die die ersten Ansätze des noch auf das gleiche Ziel ausgerichteten und straff durchgegliederten Führerkorps des Reichsarbeitsdienstes bildeten und z. T. heute an führendster Stelle tätig sind, hatten in Hammerstein neben dem Erlebnis der neuen kämpferischen Idee zugleich das des blutenden deutschen Grenzlandes. Diesem Lande zu helfen, sind wie damals, auch heute Führer und Männer des Arbeitsdienstes in gleicher Einsatzfreude bereit. Die Fahne mit dem Spaten und den Ähren flattert in ganz Deutschland zum Segen unseres Volkes; aber in Ostpreußen, Pommern, Schlesien, in Sachsen und der Bayerischen Ostmark, im befreiten Saargebiet, an der hollän-



Wartendes Land



Gen Osten mit der Waffe des Friedens!

dischen Grenze, in Schleswig-Holstein — und von jetzt an auch in der Heimat des Führers sind die Abteilungsstandorte des Reichsarbeitsdienstes mit ihren je 200 einsatzbereiten Männern für das Deutschtum an sich schon eine zusätzliche Kraftreserve.

Der deutsche Arbeitsmann werkt mit Spaten, Hacke und Erntegerät. Er wandelt Unland in Kulturland; er steigert durch Vorflutbeschaffung und Entwässerung, durch Einebnung, durch Rigolen und durch Rodung die Erträge minderer Ländereien. Er legt neue Wirtschaftswege an und baut unzulängliche aus. Er legt nach wohldurchdachten Plänen die Wasserläufe und Wege solcher Feldmarken an, in denen die unglückliche Erbteilung früherer Jahre zu einer heillosen Zersplitterung des Einzelbesitzes geführt hat. Er forstet die durch Naturkatastrophen vernichteten Waldbestände neu auf und erschließt unzugängliche Forsten durch den Bau von Holzabfuhrwegen. Er hilft dem Bauern, die Ernte bergen und schützt ihm Gut und Leben vor der Vernichtung durch Feuer und Wasser.

Alle diese Vorhaben sichern die Existenz der bäuerlichen Bevölkerung und schieben in der deutschen Ostmark der weiteren Abwanderung aus diesem an sich schon dünn besiedelten Gebiet einen Riegel vor.

Aus der Fülle der Einsätze geben nun die folgenden Einzelschilderungen näheren Aufschluß über Voraussetzungen und Ziele der Baustellenarbeit.

1. Arbeiten im Ost-Pommerschen Grenzgürtel

Von der Ostseeküste bis etwa in die Gegend um Rummelsburg (Pommern) erstreckt sich längs der jetzigen Reichsgrenze mit dem pommerellischen Teil Polens (Korridor) ein Gebiet, das die Hilfe des Reiches besonders benötigt. Das Versailler Diktat hat dieses vorgeschobene Grenzland in eine sehr harte Lage gebracht. Wertvolle Absatz- und Wirtschaftsräume sind entrissen und die natürlichen Verkehrsadern zerschnitten

worden. Dabei sind schon die natürlichen Bedingungen recht ungünstig. Der Boden des Pommerschen Höhenrückens ist ausgesprochen nährstoffarm und wegen seiner durchlässigen Struktur oft zu trocken. Die Einschnitte der Flußtäler dagegen leiden an mangelnder Vorflut und bieten nur Raum für versumpfte und somit minderwertige Grünlandflächen. Auch die vereinzelten Flächen mit fruchtbarem Geschiebelehmboden können keine entsprechenden Erträge abwerfen, weil die Witterung für das Pflanzenwachstum keine besonders guten Möglichkeiten bietet. Häufig folgen auf geringe Niederschläge in der Wachstumszeit starke Regenfälle in den Erntemonaten. Die mittleren Jahrestemperaturen liegen unter dem Reichsdurchschnitt. Der Frühjahrsbeginn erfolgt fast ein Monat später als im Westen des Reiches.

Ungünstig für die Bevölkerungspolitik ist ferner die Aufteilung des Landes. Bei einem Reichsdurchschnitt von 20 % beträgt hier der Anteil des Großgrundbesitzes bis zu 60 % der Fläche. Außer Stolp gibt es nur eine Reihe kleinerer Landstädte, da Industrie sich mangels der notwendigen Bodenschätze nicht bilden kann und die Verkehrsgegebenheiten auch Handelsplätze nicht entstehen ließen. Alle diese Umstände haben eine sehr schwache Bevölkerungszahl zur Folge. Auf den qkm wohnen kaum 50 Menschen gegenüber 140 im Reichsdurchschnitt. Jenseits der Grenze aber wird ehemals deutsches Land planmäßig mit kongreßpolnischer Bevölkerung aufgesiedelt, die im übrigen einen erheblich größeren Geburtenüberschuß besitzt.

So ist die Aufgabenstellung durch die Verhältnisse gegeben. Es gilt, den deutschen Bauern und Siedler zu unterstützen und ihnen die Grundlage einer lebensfähigen Wirtschaft zu schaffen. Etwa 15 Arbeitsdienstabteilungen haben ihre Standorte in diesem ostpommerschen Grenzgürtel und erfüllen durch die Ausführung ihrer Landeskulturarbeiten eine wertvolle Kolonisationsaufgabe.

So liegt unfern der Grenze, nördlich der Kreisstadt Lauenburg, eine dieser Abteilungen in Ganz a. d. Leba. Diese hat u. a. die Aufgabe, 30 z. T. noch nicht lebensfähigen Siedlerfamilien die erforderliche Ernährungsfläche zu schaffen. 250 ha ertraglose Wiesen- und Ödlandflächen, bestanden mit Busch und durchsetzt mit Stubben, sind durch Rodung und Entwässerung zu kultivieren. 40 ha werden gedränt und 75 ha durch Umbruch in Kulturland verwandelt. Für eine weitere Bauernsiedlung mit rd. 40 Siedlerstellen werden 145 ha kultiviert.

Eine andere Abteilung, Rieben, im äußersten Nordosten Pommerns, hat auch Notstände besonderer Art zu beheben. Hier in unmittelbarer Nähe der Grenze ist der Kampf gegen die stauende Nässe aufgenommen worden, die durch die von den Polen nicht innegehaltenen Räumungspflicht bei den Grenzflüssen Piasnitz und Rheda erforderlich wurde.

Der Arbeitsdienst baut nun unmittelbar neben diesen Grenzflüssen verlaufend und mit einem Wall zum Schutz gegen das Wasser der Grenzflüsse versehene neue Vorfluter, die sogenannte „Deutsche Piasnitz" und „Deutsche Rheda", die ihrerseits nun das Grundwasser aus den vollständig verkommenen Grünländereien aufnehmen und es abführen. Fast 1000 ha Land wird hier erheblich verbessert. Davon 250 ha Ödland erstmalig in Kultur gebracht. Die Lage der deutschen Siedler wird dadurch gesichert. Wenn in Kürze das Werk geschafft ist, dann wird dieses deutsche Gebiet wieder ein Bild ordentlichen Landes bieten.

Die zwei Beispiele mögen genügen, um das Werk des Arbeitsdienstes im Ost-Pommerschen Grenzgürtel aufzuzeigen, die Arbeiten der übrigen rund 12 Abteilungen liegen ähnlich.

2. Arbeiten im Großen Moosbruch und in der Memelniederung

Über die für den Grenzlandbauern an der memelländischen Grenze so überaus segensreiche Tätigkeit des Arbeitsdienstes in der Memelniederung und im Großen Moosbruch berichtet das „Werk des Reichsarbeitsdienstes" *):

*) Das „Werk des Reichsarbeitsdienstes in den Haushaltsjahren 1935", herausgegeben von der Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes, Amt für Arbeitsleitung, erschienen im Kurt Vowinckel-Verlag.



So ziehen die Arbeitsmänner Tag für Tag in die Einsamkeit ihrer Arbeit

„In diesem Arbeitsvorhaben waren am Ende der Berichtszeit annähernd 20 Arbeitsdienstabteilungen eingesetzt.

Ihr Arbeitsgebiet liegt im äußersten Norden von Ostpreußen. Es liegt sehr tief, weite Flächen nur etwa einen halben Meter über dem Meeresspiegel, und ist von einem dichten Netz natürlicher und künstlicher Wasserläufe durchzogen. In normalen Zeiten steht der natürliche Grundwasserspiegel dicht unter der Geländeoberfläche. Treten stärkere Niederschläge auf oder staut bei ungünstigem Wind das Haff in die Flüsse zurück, dann wird das Gebiet weithin überflutet. Bei Tauwetter setzt sich das Treibeis leicht in den vielen Krümmungen und Abzweigungen der Flüsse wie ein Stauwehr fest und läßt das nachströmende Hochwasser mit großer Geschwindigkeit ansteigen.

Große Teile dieses Gebietes mitsamt ihren Bauernhöfen sind heute noch schutzlos Überschwemmungen ausgesetzt. Die Siedler haben sich seinerzeit einzeln in die Niederungen vorgeschoben, sie haben die Flächen kultiviert, so gut es eben ging, ohne indes in der Lage zu sein, Ländereien und Höfe gegen das Wasser zu schützen. Infolge des zu hohen Grundwasserstandes gedeihen nur saure Gräser, und selbst diese kärgliche Ernte wird häufig mitten im Sommer vom Hochwasser verdorben. An einigen Stellen dringt im Winter das Hochwasser zeitweilig bis in die Häuser selbst hinein; in schlimmsten Tagen müssen die Siedler aus dem Erdgeschoß in das obere Geschoß ziehen.

Aber auch dort, wo die Besiedlung dichter war und die Siedler sich zu Eindeichungs- und Entwässerungsgenossenschaften zusammengeschlossen hatten, liegen heute die Verhältnisse wieder ähnlich. Das bäuerlich erschlossene Land war hier bereits durch Deiche gegen Überflutungen geschützt. In dem so geschaffenen Polder waren Gräben angelegt, die das Niederschlags- und Drängewasser zu Siel- und Schöpfwerk zusammenführten, wo es in

den Fluß jenseits des Deiches abgepumpt wurde. Diese Anlagen sind jedoch in der Kriegs- und Nachkriegszeit wieder verfallen. Die Siedler sind nicht imstande, sie ohne fremde Hilfe wiederherzustellen. Zudem sind am Oberlauf der Memel in den letzten Jahren größere Arbeiten durchgeführt, so daß das Wasser heute schneller als früher zum Abfluß kommt. Den höheren Hochwasserwellen sind aber die vorhandenen Deiche vielfach nicht mehr gewachsen.

In den Niederungen gibt es eine Reihe großer Hochmoore, deren Kultivierung besondere Schwierigkeiten bereitet. Infolgedessen liegen sie zum großen Teil noch heute als überhaupt nicht oder nur schlecht genutztes Ödland. Das wichtigste unter ihnen ist das Große Moosbruch im Gebiete des Nemonien-, Laukne- und Timberflusses.

Dem Reichsarbeitsdienst fallen in diesem Gebiet mithin folgende Aufgaben zu:

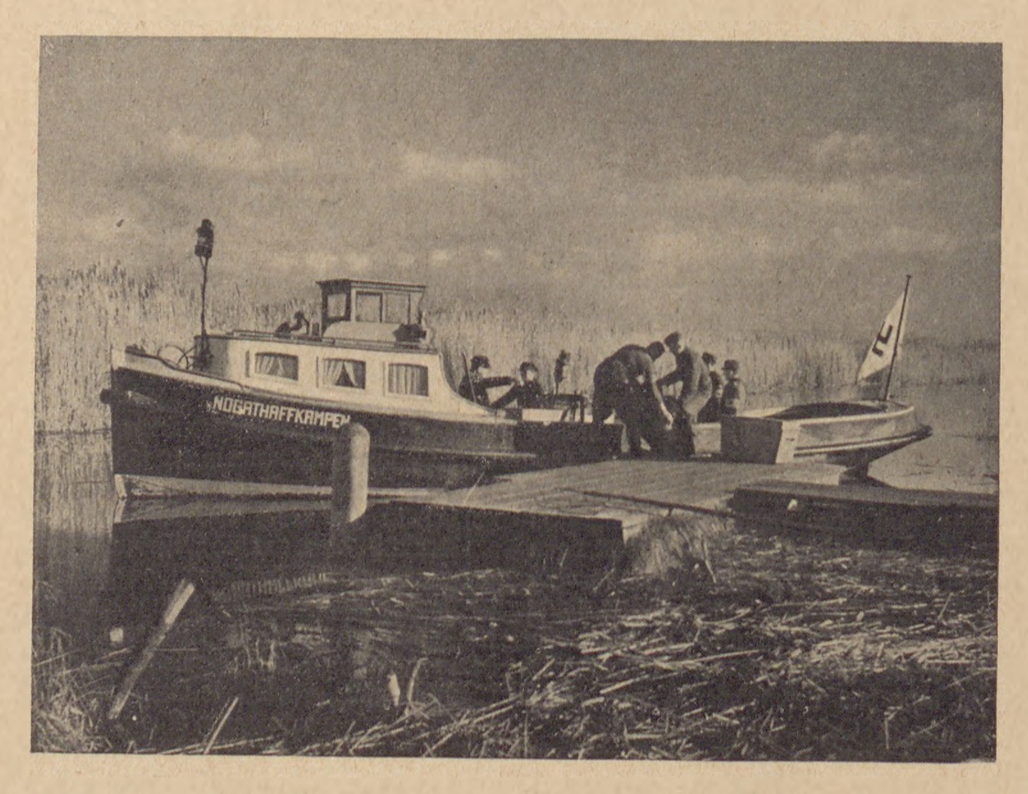
Bisher ungeschützte Ländereien und Höfe gegen Hochwasser einzudeichen und zu entwässern,

vorhandene Eindeichungs- und Entwässerungsanlagen wiederherzustellen und gegebenenfalls weiter auszubauen,

Bodenarbeiten wie Roden, Einebnen, Umbrechen, Moorbesanden u. dgl.

Daneben sind, insbesondere wenn in den Wintermonaten an den Vorflutern nicht gearbeitet werden kann, Forstarbeiten und Wegebauten durchzuführen.

Während der Berichtszeit wurden in diesem Gebiete 22 km Flußdeiche fertiggestellt und 4 km Vorfluter ausgebaut. Annähernd 2000 ha wurden hierdurch vor Überschwemmungen geschützt und so vor der Vernichtung ihrer Ernte bewahrt. Der höchstmögliche Ertrag dieser Fläche wird erst mit Abschluß der in Bearbeitung befindlichen Binnenentwässerung erreicht.



Ein eigenes Motorschiff des Reichsarbeitsdienstes bringt täglich Post und Verpflegung

3. Landeskulturarbeiten im Tale der Faulen Obra b. Bomst

Die willkürliche Grenzziehung des Versailler Diktates schnitt auch den Grenzkreis Bomst in zwei Teile. Durch den Verlust des Hinterlandes hat diese in der Vorkriegszeit blühende Landschaft wirtschaftlich so starken Schaden erlitten, daß eine starke Abwanderung noch bis in die jüngste Zeit festgestellt wurde. Die Förderung des Wirtschaftslebens und die Stärkung des deutschen Elementes in diesem gemischt-sprachlichen Gebiet ist daher der beabsichtigte Enderfolg der großzügigen Hilfsmaßnahmen der Partei und ihrer Gliederungen, die in kürzester Zeit dem Gebiet wieder ein deutsches Gesicht geben werden.

Zur Zeit wird auch nach Bomst eine Arbeitsdienstabteilung verlegt, um großzügige Landeskulturarbeiten im Tale der Faulen Obra mit dem Ziel der Neubesiedlung durch deutsche Bauern durchzuführen.

Zu beiden Seiten der Faulen Obra liegen ausgedehnte Niederungsmoorflächen, die stark versumpft sind und keinen Nutzen abwerfen. Wenn auch der ursprünglich außerordentlich stark gewundene Flußlauf im vorigen Jahrhundert auf Staatskosten begradigt und so ausgebaut wurde, daß für den oberen Teil des Gebietes im allgemeinen ausreichend Vorflutverhältnisse geschaffen wurden, so hat diese Maßnahme nur teilweise und in ungenügendem Maße eine Entwässerung und damit Verbesserung des Landes bewirkt. Infolge des Fehlens der Binnenentwässerungsgräben leiden die Flächen nach wie vor in starkem Maße unter Nässe, insbesondere durch das von dem angrenzenden Höhenland kommende Druckwasser. Den Ausbau dieses Entwässerungsnetzes wird der Reichsarbeitsdienst ausführen.

Im Zusammenhang mit den geplanten Entwässerungsarbeiten sollen auch Erlenbuschflächen von etwa 150 ha Größe zwischen Bomst und Posenbrück kultiviert werden. Bei der vorzüglichen Bodenbeschaffenheit eignet sich diese Fläche hervorragend zur Umwandlung in Grünland und Ackerflächen und damit zur Durchführung von Neu-Siedlungen in dem Bomster Grenzgebiet, wo das Deutschtum besonders bedroht ist.

In einigen Jahren schon wird die wirtschaftliche Grundlage einer Vielzahl deutscher Betriebe für alle Zukunft gesichert sein und zudem wird die Siedlungsgesellschaft „Eigene Scholle" auf der 150 ha großen neu kultivierten Fläche eine Reihe von neuen deutschen Erbhöfen errichtet haben.

4. Bodenverbesserungsarbeiten in Oberschlesien

Oberschlesien leidet in besonderem Maße unter der Verkehrsferne und dem Wegfall der früheren Absatzmärkte infolge der durch Versailles geschaffenen politischen Verhältnisse. Es ragt als Spitze der langgestreckten Halbinsel Schlesien in ein durch Hochschutzzölle abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet des Auslandes hinein.

Obwohl wegen der Großindustrie im Osten und Süden des Landes die Bevölkerungsdichte Oberschlesiens über dem Reichsdurchschnitt liegt, so besteht in den landwirtschaftlich ausgerichteten Gebieten im Westen, an der tschechoslowakischen Grenze, große Gefahr der Abwanderung und Entblößung des Landes.

Als im 13. Jahrhundert deutsche Bauern und Bürger, dem Ruf der einheimischen slawischen Fürsten folgend, nach Osten zogen, wurde dieses östlich der Sudeten gelegene fruchtbare Gebirgsvorland von ihnen in Besitz genommen. Nur nach Südosten zu konnte sich das Slawentum hinter dem Schutz riesiger Wälder stärker erhalten. Das ist heute noch daran zu erkennen, daß die Sprache in den westlichen Kreisen mit vorwiegend mittelgroßem Bauernbesitz rein deutsch ist, während auf den noch mehr in der Hand des Großgrundbesitzes befindlichen Gebieten der Kreise Falkenberg und Neustadt die Bevölkerung zweisprachig ist. Die Sprache jedoch ist hier kein Unterscheidungsmerkmal zwischen deutscher und slawischer Art. Die wasserpolnischsprechende Bevölkerung ist im Herzen genau so deutsch gesinnt wie die deutschsprechende.

Das Wohngebiet dieser deutschen Menschen ist das aus schwerem und nährstoffreichem Geschiebelehm bestehende Land links der Oder, das durch weite und zu-



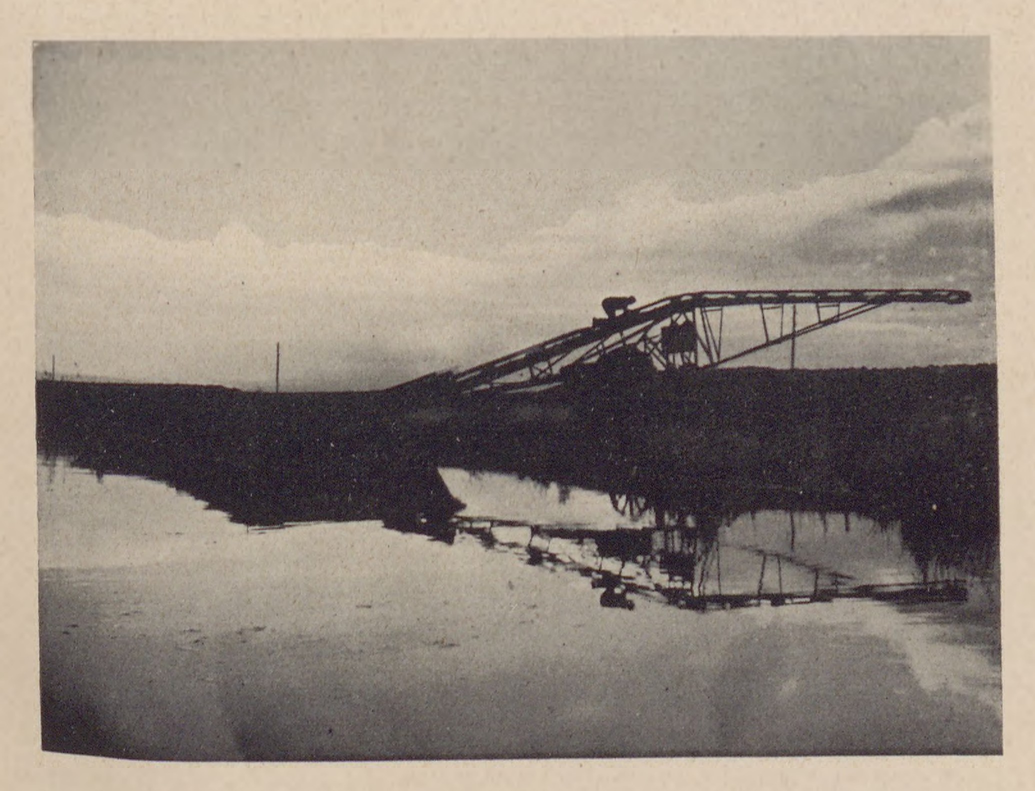
„Den Spaten über! — Ohne Tritt — marsch!“
Die Arbeit ist zu Ende

meist vollkommen durchkultivierte fruchtbare Ackerfluren gekennzeichnet ist. Doch wenn es auch reiche Ernteerträge bringt, so droht ihm Gefahr von den reißenden Gebirgsflüssen und Wildbächen der Sudeten. Ihre Hochwasser brachten schon oft über das Gebiet gewaltige Katastrophen. Es stürzt in den Gebirgsbächen zu Tal, greift die Ufer an und reißt Stück für Stück wertvollen Ackerbodens weg; die Wassermassen finden nicht genügend freien Ablauf und bedrohen sogar die Ortschaften.

Auch in dem weiteren Vorland sind die Wasserläufe der Steinau und der Zülz vielfach recht schlecht instandgehalten, z. T. auch im Querschnitt und Gefälle nicht ausreichend. Die Folge davon ist, daß das Wasser zur Unzeit über die Ufer tritt und dann großen Schaden anrichtet. Auch werfen die angrenzenden Ländereien oft nur geringe und minderwertige Erträge ab, weil das Flußwasser den Grundwasserstand übermäßig aufhöht.

Die Arbeitsaufgabe einer Gruppe von sechs Reichsarbeitsdienstabteilungen ist einmal der Ausbau und die sinnvolle Regelung der Flußläufe, um Wasserschäden in Zukunft vom Kulturland und den Ortschaften fernzuhalten; ferner sind Niederungsmoorflächen umzubrechen und Wälder zu roden, die durch Raubbau verwüstet wurden und nur noch geringe Holzerträge einbringen. Zum großen Teil eignen diese sich wegen ihrer guten Bodenbeschaffenheit vorzüglich zur Umwandlung in Ackerland. Die Flächen werden an solche Siedler vergeben, die auf diesem Gelände früheren Großgrundbesitzes angesiedelt wurden. Sofort nach Fertigstellung einzelner Flächen werden sie bestellt und bringen schon im gleichen Jahre dem Siedler reiche Erträge. Sie helfen, ihm und seiner Familie die Lebensmöglichkeiten und dem deutschen Volk die Nahrungsfreiheit zu geben.

Diese und alle übrigen Landeskulturarbeiten dienen ausschließlich dem deut-



Weit über die blinkenden Wasser kündet die einsame Silhouette des Förderbandes am Feierabend von der erfüllten Arbeit

schen Bauern und Arbeiter und liefern damit in dem treudeutschen Oberschlesien einen wesentlichen Beitrag zu der allgemeinen deutschen Grenzlandarbeit.

Zum Schluß der Betrachtung der Baustellenarbeit und ihrer segensreichen Einwirkung auf die Volkswirtschaft, die Erhaltung des Deutschtums und die Erziehung der Arbeitsmänner zu einem neuen Arbeitsethos soll daran erinnert werden, daß auch *die Thingstätte am Annaberg* (vgl. Aufsatz und Bilder im Heft 3 der Zeitschr. „Der Deutsche im Osten“, Mai 1938) mit Hilfe des Arbeitsdienstes entstanden ist. Und wenn in Kürze diese heilige Weihestätte am Jahrestage der Erstürmung des Annaberges zum Gedenken an die Heldentaten deutscher Freikorps um die Erhaltung des deutschen Schlesiens ihrer Bestimmung übergeben wird, dann kann auch jeder Arbeitsmann, der an dem Bau geschafft hat, stolz darauf sein, hier seinen Teil zur Stärkung des Deutschtums in der Ostmark mit seiner Hände Arbeit beigetragen zu haben.

Mit der kurzen Schilderung einiger Beispiele der Baustellenarbeit kann die kolonisatorische Leistung des Arbeitsdienstes im ostdeutschen Raum aber nicht abschließend gewürdigt sein. Die moralische Hilfe, die die in Zucht und Ordnung erzogenen Arbeitsmänner dem Deutschtum geben, besteht allein schon darin, daß sie durch ihr Vorhandensein den Deutschen das Gefühl der Verlassenheit nehmen, das in jenen entlegenen und menschenarmen Gebieten an der Grenze leicht entsteht. Wie der Reichsarbeitsdienst nach dem Willen des Führers eine Schule der Nation wurde, so strahlt sein Wesen auch auf die Bevölkerung seiner Standorte über.

Wenngleich der Zuzug der Arbeitsdienstführer — mit ihren Familien — zahlenmäßig nicht sonderlich ins Gewicht fällt, so ist er doch nicht zu unterschätzen; es handelt sich hier um eine Auslese von Menschen, die auf manche Bequemlichkeit des städtischen Lebens gern verzichten und in der Erziehung der deutschen Jugend und in der Hilfeleistung für deutsche Volksgenossen ihre Lebensaufgabe erblicken.

Die jungen Arbeitsmänner aber, die, aus anderen Teilen des Reiches stammend, im Grenzland ihrer Arbeitsdienstpflicht genügen, vermitteln eine *lebendige Bindung an das große Vaterland*, wie auch der Arbeitsmann des Grenzlandes in seiner innerdeutschen Abteilung Kunde ablegt vom Grenzlandschicksal und hier gleichzeitig selbst neue Kraftreserven für seinen späteren Lebenskampf erhält.

Der staatspolitische Unterricht und die Feierabendgestaltung des Reichsarbeitsdienstes bieten ebenfalls vorher nicht vorhandene Möglichkeiten der Grenzlandarbeit. Den jungen Arbeitsmännern wird die besondere geographische, politische und kulturelle Aufgabe des jeweiligen Grenzlandes — sei es nun Ostpreußen, Pommern, die Grenzmark, Schlesien oder eines der anderen bedrohten Gebiete — eindeutig klargemacht. Der Unterricht wird unterstützt durch Wanderungen und Fahrten, die die oft widersinnige Grenzziehung und die Not deutscher Volksgenossen jenseits der Grenzen vor Augen führen. Daneben werden die Schönheiten des Landes und die deutschen Kulturleistungen gezeigt, sowie auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge hingewiesen. *Jeder Arbeitsmann weiß nach seiner Dienstzeit im ostdeutschen Grenzlande, daß dieses ein echt deutsches Land ist, dessen Bewohner um ihr Deutschtum oft hart kämpfen müssen.*

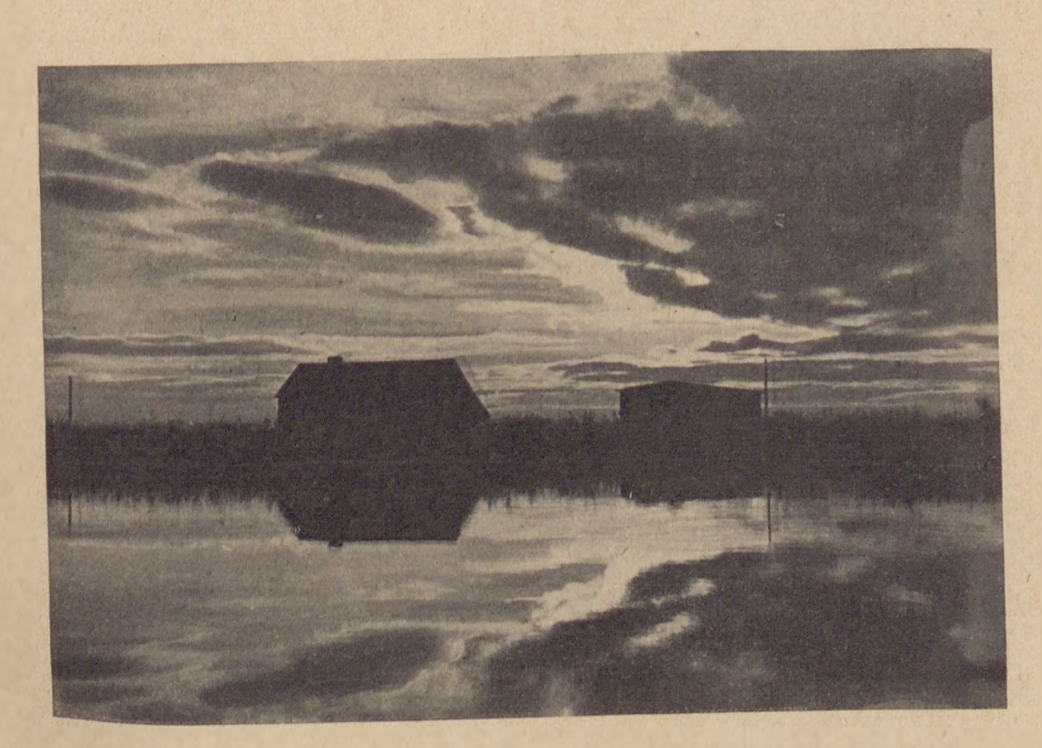
Ferner wird in starkem Maße volkskulturelle Arbeit in den Standorten und dem weiteren Einflußbereich geleistet. Fast alle Abteilungen haben eine Anzahl von „*Patendörfern*“, mit denen sie durch Veranstaltungen der verschiedensten Art verbunden sind. Die Feste des bäuerlichen Jahresablaufes, die nationalen Feste und Feierstunden werden gemeinsam verlebt. Oft bietet der große und bei aller Einfachheit schön gestaltete Tagesraum der Abteilung die einzige Möglichkeit für festliche und kameradschaftliche Veranstaltungen.

Dorfabende werden vielfach in Gemeinschaft mit dem Arbeitsdienst für die weibliche Jugend veranstaltet. Ja, der Tätigkeit der Arbeitsmaiden, die durch ihre Arbeit in den einzelnen Familien mit den

Bauern, Siedlern und Landarbeitern noch näher zusammenkommen als die Arbeitsmänner, kommt bei der volkskulturellen Arbeit eine besondere Bedeutung zu. Lied, Laienspiel, Musik und Tanz, deutsches Brauchtum und deutsche Sitte werden so in Orte getragen, die sonst kaum die Möglichkeit haben, derartige Veranstaltungen aufzuziehen.

Die Arbeit auf der Baustelle dient zur Erringung der Nahrungsfreiheit und zur sozialen Förderung des Bauernstandes, die körperliche, geistige und gesinnungsmäßige Erziehung zur Ausrichtung der deutschen Jugend und die kulturelle Tätigkeit zur Pflege deutscher Art. So steht der gesamte Dienst des Reichsarbeitsdienstes — und ganz besonders im Grenzland — unter dem einzigen Leitstern

„Deutschland".



Wo sich heute die Baracke des Arbeitslagers im brackigen Moorwasser spiegelt, erhebt sich morgen ein Bauernhof im Frieden fruchtbarer Felder

Friedrich Wagner

Michael Willmann – ein ostdeutscher Barockmaler

Wer aus den westlichen Gauen des Reiches nach dem Osten fährt, denkt selten an eine Reise zu großen Kunstwerken oder zu bedeutungsvollen Stätten, die wie Nürnberg oder Augsburg, wie Köln oder die malerischen Städte am Rhein, in Franken oder Bayern das Gepräge jahrhundertealter, kulturgesättigter Tradition tragen. Der Osten ist das Land der kolonisatorischen Tat, und die weiten Ebenen rechts der Elbe scheinen wenig Anreiz zu bieten, sie wegen ihrer künstlerischen Schönheiten aufzusuchen. Denn die flüchtige Betrachtung hob den Eindruck hervor, daß sich — neben der spezifischen ostdeutschen Backsteinarchitektur der wehrhaften Marienburg oder der mächtigen Marienkirche in Danzig — die Kunstentwicklung in ihren Hauptzügen nur gleichlaufend mit dem Westen wiederholte: Gotik und Barock scheinen auch hier die Hauptleistungen aufzuweisen.

Aber die Akzente sind im Osten häufig verschoben: Die Kunst ging hier ihre eigenen Wege, mag landläufige Kunstbetrachtung die typischen und nur für den Osten charakteristischen Eigenheiten nicht immer genügend anerkennen. Vor allem sind die Höhepunkte der künstlerischen Epochen im Osten und im Westen nicht immer gleich. Ganz auffällig ist diese Tatsache bei einem Vergleich ost- und westdeutscher Malerei des Barock. In dieser Epoche und auf diesem Gebiet künstlerischer Betätigung nimmt der deutsche Osten mit dem Maler Michael Willmann eine ganz einzigartige Sonderstellung in der zeitgenössischen Kunst ein. Die deutsche Barockmalerei hat sonst eine solche Kraft der Formensprache nicht aufzuweisen. Aber der Name des „schlesischen Raffaels", wie ihn der Volksmund nennt, ist nicht nach Gebühr bekannt. Schicksal des Ostens — auch in der Kunst! Noch immer ist die Übersicht über sein Werk nicht völlig abgeschlossen, wie erst kürzlich die Wiederentdeckung zweier großer Gemälde in Schlesien nach einer gründlichen Restauration darlegte.

Dort wo die Oder ihren Lauf durch die fruchtbare schlesische Tiefebene mit einem scharfen Knick nach Norden biegt — sie hat gerade weite Kiefern- und Eichenwälder durchschnitten, in deren Lichtungen die Türme mancher Schlösser hervorragen — erhebt sich die lange Front des alten Zisterzienserklosters Leubus, ein barocker Bau von einer Ausdehnung, wie er in der deutschen Architektur nicht mehr anzutreffen ist. Streng gemessen ist seine äußere Gliederung, aber seine Mauern bergen phantasievolle, großartige Werke Michael Willmanns. Hier in der Stille des Klosters ließ der Maler seiner Phantasie größte Freiheit, schuf seine Gemälde und Fresken, und sein Ruhm breitete sich aus im ganzen deutschen Osten bis nach Böhmen und Österreich. Hier umfängt den Beschauer die malerische und thematische Pracht seiner Bilder, die prunkende Farbigkeit seiner Gemälde, und hier ruht er nach einem ungeheuer arbeitsreichen Leben in seiner Gruft.

Südlich von Leubus liegt, eingebettet in die welligen Vorhöhen des schlesischen Riesengebirges, die Abtei Grüßau, eines der reizvollsten barocken Architekturwerke auf deutschem Boden. In den weiten Komplex der einzelnen Gebäudeteile fügt sich, immer ein wenig unbeachtet, die Josephskirche ein. Einfach ist die Aufteilung ihrer Fassade, und ihre schlichte Formensprache voll klassischer Ruhe der italienischen Kunst läßt kaum ahnen, daß sich in ihrem Innern ein umfangreicher und ausdrucksvoller Freskenzyklus entfaltet, wie ihn ähnlich die deutsche Kunst des 17. Jahrhunderts nicht aufzuweisen hat. Wenig weiß die Kunstgeschichte davon und von ihrem Schöpfer Willmann,

der hier am Ende seines Lebens sein Spätwerk hinterließ. Von der malerischen Kraft dieses barocken Künstlers aber überzeugt ein Blick in den erst kürzlich neu hergerichteten Willmannsaal des schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau, von dieser Kraft, die heute im ganzen deutschen Osten zu bewundern ist: in schlesischen und sudetendeutschen Städten, in Prag und Königsberg ist sein Werk verstreut. Michael Willmanns Kunst ist wandlungsfähig und vielseitig, ausdrucksvoll und unerschöpflich in ihrer zwingenden Intuition, im Zusammenklang von Licht und Farbe, und in ihren barocken Themen und Formen. Weg und Abstammung machen eine Zuteilung seines Werkes nicht immer ganz leicht, wie auch nur einer genauen Betrachtung die Erkenntnis seiner besonderen ostdeutschen Wesensart hinter aller äußeren fremden Gewandung möglich ist.

In dem künstlerisch rührigen Königsberg wurde Michael Willmann im Jahre 1630 geboren. (Seine Geburtsstadt breitet für den diesjährigen Sommer eine Schau deutscher Malerei des 17. Jahrhunderts vor, in der seine Bilder, als Leihgaben aus verschiedenen Museen, besonders aus Breslau, einen wichtigen Platz haben werden.) Der Vater, ein tüchtiger, angesehener Königsberger Maler, gab ihm den ersten Unterricht. Mit 20 Jahren übertraf der junge, geniale Künstler alle Meister seiner Heimatstadt. Die künstlerische Umwelt, in der er aufgewachsen war, wies ihm den weiteren Weg, der sein ganzes späteres Schaffen bestimmte. Die Königsberger Maler hatten sich seit kurzem mit handwerklicher Biederkeit die neue holländische Malweise der Zeit angeeignet, und dem jungen Michael Willmann sollte nach beendeter Ausbildung eine Studienreise in das Land Rubens und van Dycks Richtung und Ziel seines Weges klären.

Amsterdam, die blühende Stadt mit ihrem reichen Kunstleben, nahm den suchenden Willmann auf. Mit fanatischem Eifer arbeitete er Tag und Nacht, ließ Rembrandts phantasievolle Kunst des Hell-dunkel auf sich wirken, vertiefte sich in die Landschaften der Holländer und gab sich der barocken Fülle und pathetischen Schwellkraft in Farbe und Komposition ungemindert hin, wie er sie bei Rubens und van Dyck fand. Da galt es die neue Körperdarstellung nach der Natur zu studieren und neue Wirkungen der Farbe kennenzulernen. Seine ostdeutsche Natur verlor bei diesem Eklektizismus nicht ihre gerade Eigenart: immer weiter wurde nur der Ausdrucksbereich, umfassender wurden die technischen Voraussetzungen zur Bannung und Sichtbarmachung der eigenen, drängenden Vorstellungen. Dann hatte Willmann in den vielfältigen Strömungen und Gegensätzen des niederländischen Kulturkreises genug gelernt, und er begann eine weite Wanderschaft, die ihn durch Deutschland und Böhmen führte. Prag, die Stadt an der Moldau mit ihrer weltberühmten Gemäldesammlung Kaiser Rudolfs II., brachte ihm nachhaltige Eindrücke. An den Gemälden der Spanier und Italiener, an dem farbigen Zauberspiel bei Velasquez, an der barocken Großzügigkeit von Pietro Berettini da Cortona entzündete sich seine Phantasie, und die eigenartige, samtige Weichheit der Landschaften des Franzosen Claude Lorrain mag auch auf ihn nachhaltig gewirkt haben.

Tastend sucht jetzt der junge Maler seinen eigenen Ausdrucksstil. Über Breslau kommt er nach Berlin, wo er Beziehungen zum großen Kurfürsten aufnimmt. Schon vorher aber, im Jahre 1656, erhielt er von dem Leubusser Abt Freiberger erste Aufträge in Schlesien. Auch Breslau als Mittelpunkt einer kunstsinnigen, bürgerlichen und adligen Gesellschaft hatte lohnende Beschäftigung versprochen, so daß erste Arbeiten eigener Prägung bei der Landschaftsdarstellung entstanden. Aber der kleinliche Zunftgeist verleidete dem Genie den Aufenthalt in der schlesischen Hauptstadt. Da wartete der Berliner Hof schon souveräner und großzügiger mit reichen Ehrungen auf, aber bei der etwas nüchternen und sparsamen Haushaltung des Kurfürsten versprach er doch nicht das rechte Betätigungsfeld.

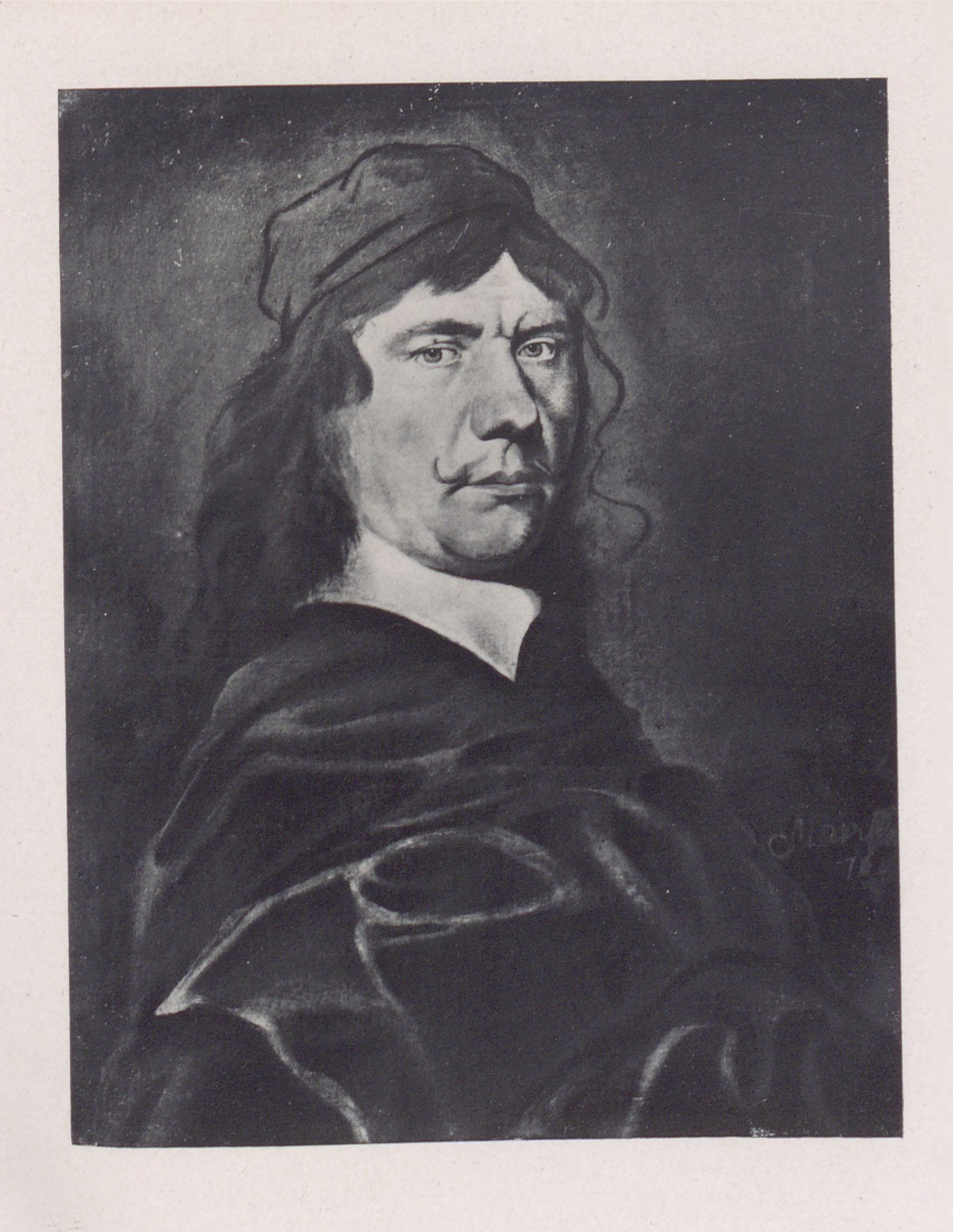
In diese gährende Unruhe kam der Ruf nach Leubus. Der junge Künstler nimmt ihn an und geht im Jahre 1660 nach Schlesien: als Maler noch mit sich ringend, vielfältig im Stil, voller genialer Anregungen und Gedanken. Abt Frei-

berger hatte in dem Zisterzienserkloster mit Umsicht und Tatkraft alle Schäden des 30jährigen Krieges beseitigt, und seine Pläne, die Kirche des Klosters in riesigen Formaten malerisch auszugestalten, verlangte ein Können, wie es in Ostdeutschland damals nur der junge Willmann besaß. In den neuen Monumentalaufträgen ging Willmann ganz auf: mit einem Schlag ist sein Stil groß, schwungvoll und geladen mit einer starken Gewalt des Ausdrucks. Von nun an übernimmt der 30jährige Maler — über die kirchliche Begrenzung seiner Bildthemen hinaus — eine bedeutungsvolle Führung in der deutschen Kunst der Zeit, die lange nachhaltig wirkte. Kompositionen von dieser Einmaligkeit und Sicherheit, Farben von solcher vielfältig leuchtenden Ausdrucksfülle stehen in der zeitgenössischen deutschen Kunst ganz vereinzelt da.

Schlesien besaß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts keine malerische Tradition, auf der Willmann hätte aufbauen können. Die Bande, die einst vor Jahrhunderten den böhmisch-schlesischen Kulturkreis im Südosten zusammenschlossen und bedeutungsvolle Äußerungen und Leistungen hervorgebracht hatten, waren gelöst, und die grauenvollen Jahre des langen Krieges hatten die künstlerische Tätigkeit weitgehend unterbunden. In der Stille des Leubuser Monumentalbaues schuf er eine neue Kunst in Schlesien, so daß Gustav Büsching im Jahre 1812 an den Romantiker Friedrich Schlegel über Willmanns Werk schreibt: „Da ging eine neue Sonne für Schlesien auf."

Dem schwerblütigen, vielgewanderten Königsberger teilt seine Wahlheimat, in der er durch Heirat und Besitz seßhaft wird, viel ihrer Eigenart mit. Man spürt von nun an in seinem Werk hinter der prunkenden, thematisch gebundenen Gewandung eine seltsame Mischung im Wesen dieser ostdeutschen Persönlichkeit. Ostpreußisches Ungestüm drängte zur Gestaltung. Gegenüber der gepflegten, eleganten und weltmännischen Art van Dycks, dessen Bilder ihn seit seiner niederländischen Reise ständig beeinflußt hatten, wirkt sein Schaffen schlichter, dafür aber unbekümmerter, rauher herausbrechend. Kraftvoll und selbstsicher dringt er über seine Vorbilder hinweg zu einem eigenen Stil vor, und es scheint, als lege er sich durch die Nachahmung van Dycks nur Rechenschaft über seinen eigenen Weg ab. Er bricht die westliche Formenwelt, geht in die Tiefen menschlicher Gefühle, um höchste seelische Äußerungen zu schaffen, wie sie der Westen nicht kannte. Seine Bilder sind gerade in ihrer ganz aus der Zeit geborenen, religiös bestimmten Haltung impulsive Regungen aus dem aufgewühlten Herzen eines Ostdeutschen. Schon die ersten Leubusser Werke stoßen zu einer Naturnähe vor, bei der überall Kennzeichen ostdeutschen Volkstums durchblicken.

Die schlesische Landschaft mit der seelischen Eigenart ihrer Menschen vermittelte dem Königsberger eine andere Seite der geistigen Art des Ostens. In den ersten Landschaftsdarstellungen Willmanns erlebt man verwitterten, uralten Baumschlag, wie ihn der Maler in den schlesischen Wäldern kennengelernt haben muß. Allgemeine Vorstellungen seiner malerischen Vorbilder aus den Niederlanden prägt er um in das Charakteristische einer schlesischen Baumlandschaft. Zwar nahm er eine lange Entwicklung von seinen niederländischen Lehrmeistern Patinier bis zu Michael D'Hondecoeter und Ruisdael auf, aber er zwang sie in seinem Werk um, gab ihr neue Richtung und Ziele. War die landschaftliche Stimmung in seinen frühen Werken der fünfziger Jahre noch düster und undurchsichtig, voll Schwere und dumpf-brodelnden Farben, so hellen sich ein Jahrzehnt später, als er in der schlesischen Oderlandschaft seßhaft geworden war, die Schatten und geheimnisvoll dunklen Waldpartien auf. Weiter ist der Blick in die Landschaft geworden, sie ist fast heroisch gesehen und gemalt mit gesteigerter, wärmerer Farbigkeit. In den weiten Oderwäldern muß Willmann die Großartigkeit der Natur im Aufruhr erlebt haben, um elementare Naturgewalten, zuckende Blitze, vom Sturm bewegte Bäume und flammendes Rot über dem Himmel in dem Bild des „Bernhardwunders" (Breslau) so packend anschaulich machen zu können.



Michael Willmann (1630—1706):
Selbstbildnis

Geistig bindet sich Willmann immer enger an seine schlesische Wahlheimat, indem er sich in die Lehren und Gottesanschauungen schlesischer Mystiker versenkt. Als Anhänger und Schüler des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, der in seiner Schusterkugel Gott und die Seelen der Menschen schaute, bemühte er sich um die Darstellung Gottes, nicht des ins Heroische gesteigerten Menschen, wie ihn Renaissancekünstler in Italien sahen, sondern des überall Daseienden der Mystiker, des unkörperlich gelösten Geistes, der in dem großartigen „Schöpfungsbild" (Breslau) in der Natur allgegenwärtig ist. Tief versenkte Willmann sich in den Sinn des Leidens und hat im „Grüssauer Passionsbuch", in dem auch einige Gedichte des schlesischen Mystikers Angelus Silesius stehen, die Schwere und Gnadenlosigkeit des Leids illustriert. Gerade hier vereinigen sich ostpreußischer Ungetüm und schlesische Gottschau zu Blättern von erstaunlich kühner Formulierung.

Wie sehr Willmann nach der Sinnfälligkeit seiner Bilder, nach unmittelbarer Anschaulichkeit strebte, ist wohl nirgend so deutlich, wie in dem späten Grüssauer Freskenzyklus. Ganz offensichtlich hat sich der Maler, der schon als gereifter Mann — wahrscheinlich durch seinen Stiefsohn Lischka — mit italienischer Kunst bekannt geworden war, die Sixtinische Kapelle in Rom zum Vorbild genommen. Aber der deutsche Maler formt die Pracht um in Volkstümlichkeit. Er gibt den Fresken bei aller Weite, Großzügigkeit und Kühnheit der Komposition typisch deutsche Züge. Das fromme Geschehen wandelt sich: aus Vergangenheit wird Gegenwart. Nicht Bethlehem, sondern die schlesische Landschaft ersteht, ihre Bewohner, ihre Wohnkultur und ihre Städte. Die Herbergssuche in Bethlehem geschieht in einem schlesischen Gäßchen mit seinen giebligen Häusern und seiner abendlichen Stille. Der Wirt lehnt sich zur schlesischen Doppeltür heraus, deren untere Hälfte tagsüber geschlossen bleibt. Diese Bauart der Tür, die im ganzen deutschen Osten verbreitet ist, bevorzugen die Riesengebirgsbauern, um das Vieh abzuhalten und doch dem Licht nicht den freien Zutritt zu vermehren. Von gleicher Volkstümlichkeit die Hirten vor der Krippe. Wie eine schlichte Strophe eines schlesischen Krippenliedes mutet diese Szene an.

Das arbeitsreiche Leben Willmanns, das am 26. August 1706 endete, verlief im ständigen Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Freilich lag das Hauptgewicht im Sinne der Zeit ganz auf dem religiösen Figurenbild, Willmann beherrscht daneben aber alle Themen internationalen Ranges. Sein Stil macht vielerlei Wandlungen durch. Nach dem suchenden Tasten der Wanderjahre, den großformatigen prunkvollen Leubuser Bildern, löst ein Feinstil mit geschmeidigerer Komposition und Farbigkeit die gewaltige Körperlichkeit der Frühzeit ab. Die Farbe löste sich und lebte in einem Gefühl für emailartigen Oberflächenschmelz. Aber ein neuer Großauftrag brachte wiederum eine Wandlung seines Stils. In Gemälden, die er für das schlesische Heinrichau in monomentalen Formaten ausführte, tauchen italienische Motive auf: bei der Suche nach klarer, großer Form ging Willmann den gleichen Weg, den Deutsche so oft gingen. Eine Ordnung im Großen, sowohl in der Zeichnung der Konturen als in den Farben setzt sich durch. Jetzt nahm der Künstler auch wieder Verbindungen zum Berliner Hof auf, wie die thematisch reiche „Allegorische Verherrlichung des Großen Kurfürsten" aus dem Jahre 1682 (Königsberger Schloß) beweist. Die letzte Entwicklung zeigt eine ständig wachsende Auflichtung der Palette. Ein Porträt wie das des Prälaten Rosa aus dem Jahre 1695 erinnert mit der überraschen Frische des Tones, mit einer weichen, unmittelbaren Farbbewegung an Werke des späten 19. Jahrhunderts und dürfte zu den besten Porträts der Zeit zählen.

In seinem persönlichen Leben war Willmann einer jener vital gesteigerten Menschentypen des Barock. Er war ein Mann voll inbrünstiger Frömmigkeit, aber die Fülle seines ostpreußischen Wesens verlor trotzdem nicht ihre schäumende Lebenskraft. Dem Becher war er gern zugetan, und als ihm der Leubuser Kellermeister nicht hinreichend Zeit zu einem fröhlichen Labetrunk am Abend gab, malte er ihn als Henker in der „Bartholomäusmarter". So erzählt die Legende. Will-

manns Antlitz trägt ostdeutsche Züge. Auf dem Selbstbildnis von 1682 sieht man das zerfurchte, breite Gesicht, eine knollige Nase und energische Lippen. Ein tatkräftiger Mann blickt prüfend in die Welt, und bei aller repräsentativen Haltung merkt man ihm ein gewisses Selbstgefühl an.

Willmanns Kunst, die er in der Stille des Leubuser Klosters und durch seine Familie eng an die schlesische Wahlheimat gebunden schuf, wirkte lange in Schlesien nach. Schüler kamen in seine Werkstatt, arbeiteten ganz in seinem Geist, so daß bei manchen Werken nur schwer zu erkennen ist, ob sie von der Hand des Meisters oder eines Schülers stammen. Noch nach seinem Tode wurden Willmann und seine Gemälde mit einer fast mystischen Verehrung ihrer künstlerischen Qualitäten bedacht. Heute, nachdem eine Ausstellung seiner Werke im Jahre 1930 in Breslau und besonders eine groß angelegte, wertvolle Biographie von Ernst Kloß (Breslau 1934) sein Werk der Öffentlichkeit unterbreitete, gilt er trotzdem vielfach noch als provinziell gebundener Kirchen- und Heiligenmaler. Hinter der thematischen Gebundenheit seiner Gemälde, Fresken und Zeichnungen, die bei tief innerer Beziehung zum Stil Rembrandtscher Zeichentechnik und einem flüssigen, zügigen Leben von Strich und Tusche Ausdruck leisester, innerer Regungen sind, tritt uns aber ein kraftvoller ostdeutscher Mensch entgegen, voll Eigenart und großer malerischer Genialität.

Eine Gemeinschaft gilt es . . .

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgend eine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen.

Heinrich von Kleist

Die Brüder

Erzählung
von Joseph Handl

„Ja, das waren zwei seltsame Brüder, der Friedrich und der Karl Borkenried. — Wie die meisten von uns, aus altem märkischen Geschlecht, standen sie ihrem Schicksal und bestanden vor dem Tode als Männer, wie es nur einer von uns sich wünschen konnte. — Wer sich vor seinem Schicksal und vor seinem Tode nicht fürchtet, Jungs, wer vor den beiden nicht zurückweicht, wenn auch schon die letzte Karte verspielt ist, dem kann es geschehen, daß sich die beiden am Ende doch noch besinnen und urplötzlich eine Großmut beweisen, die man ihnen sonst nicht zugetraut hätte.

In den entscheidenden Oktobertagen des Jahres 1813 standen wir zusammen im Korps Hohenlohe in einem Dorfe unweit von Leipzig. — Es konnte einem manchmal schon recht ungemütlich werden, wenn der Kanonendonner immer näher herankam, man das Kugelgejaule schon über den Köpfen zu hören vermeinte und weiterhin dazu verdammt war, in dem dreckigen Loche von einem Dorfe zu warten, bis man uns brauchen würde. — Jeder von uns hatte dieses Zuwarten satt bekommen und brannte voll Ehrbegierde darauf, die Kraft seiner Jugend an die große Sache zu wenden, die über Freiheit und Leben unseres Volkes entschied.

Alles gesunde, junge Kerle meist unter 25, nur unser Hauptmann, eben der Fritz Borkenried, war um drei Jahre älter als ich, 28. Uns kam es vor, als wären wir eine Schar von Brüdern, so verstanden wir uns, und keiner hatte ein anderes Ziel seiner Sehnsucht, als dem Korsen endlich und endgültig den Hals zu brechen. Der größte Schmerz für jeden von uns wäre der gewesen, nicht mit dabei sein zu können, wenn es gelten sollte, ‚ihn' auf's Haupt zu schlagen. Denn daß es jetzt um die große Abrechnung gehe, das fühlten wir alle. — Ihr könnt' Euch daher wohl einen kleinen Begriff machen, von der wilden Ungeduld, die uns im Blute rumorte, endlich loszuschlagen und mitdabeizusein.

In diesen Wochen, in denen alles auf dem Spiele stand, das kleine persönliche und das große völkische Schicksal, mag es wohl wie immer die Jugend gewesen sein, die keinen Gedanken an Niederlage oder Untergang aufkommen ließ.

Der stahlharte Ring treuer Kameradschaft, der uns alle umschloß, hätte in uns kein Bangemachen vor einem uns drohenden dunklen Schicksal zugelassen; wir glaubten fest, daß alles gut gehen würde und keiner hätte, auch nur im Spaße, die heilige Zuversicht unserer Seelen zu erschüttern vermocht. — Ich weiß nicht was es war, ich bin immer ein lebensfroher Gesell gewesen, habe immer gut und treu Kameradschaft gehalten auch in späteren friedlichen Jahren, aber nie mehr in meinem Leben widerfuhr es mir, daß mein Kopf über mein Herz staunen mußte, da dieses die Kameradschaft als höchstes Erlebnis und Gefühl empfand, ja über alles andere in der Welt stellte.

Es mag wohl die frische Empfänglichkeit unserer gesunden Jugend gewesen sein, der gewittrige Schicksalsaspekt, die gemeinsam empfundene Not unseres Vaterlandes, der wir mit gemeinsamer Kraft abhelfen wollten. Freilich stand über jedem Deutschen in dieser Zeit, jung oder alt, er mochte vom Nordseestrande oder aus Österreich gekommen sein, die

Idee der Befreiung vom fremden Joche wie ein leuchtender Stern, dem er, einem innersten Drange folgend, entgegenzog, um sein Bestes, was er zu bieten hatte, dafür zu opfern. In diesen Tagen schien es uns, als wären alle Deutschen ein einig Volk von Brüdern. — Ja, in der Stunde der Gefahr, wenn es um Sein oder Nichtsein geht, da kämpfen wir Deutschen wie eine junge Löwenbrut. Das sollten sich die Feinde gesagt sein lassen, in fernster Zukunft noch; wer dieses Volk in den Stunden seines Schicksals kämpfen sah, der weiß es, kein Feind wird je auf lange Frist es unterjochen, da es ihn zerbrechen wird, wie wir die französischen Adler anno 13.

Ja, — nun will ich erzählen von unseren beiden Brüdern. — Zuerst von meinem Hauptmann Fritz von Borkenried, der mir, als wir uns das erstemal sahen, gleich als der erschien, den ich mir immer schon zum Gefährten meiner Jugend gewünscht habe. Der erste Blick, er hat mich selten getrogen, galt er den Augen der Freundschaft oder den Augen der Liebe. Fragt da nur eure Großmutter . ."

So pflegte der Großvater meines Vaters, den ich natürlich nicht mehr kannte, er starb, als mein Vater in sein sechzehntes Jahr ging, die Geschichte von den zwei Brüdern Borkenried zu beginnen. —

Mein Vater hat sie mir oft erzählt als ich ein Knabe war und ich will versuchen, sie so treu, wie ich sie noch im Gedächtnisse habe, zu erzählen.

„Daß er unser Hauptmann war und ich Leutnant, das tat dem Gefühle des Kameradseins, das in unserem Kreise herrschte, nicht das Mindeste. Wir empfanden seine knappe Strenge im Dienste als das Notwendige und Richtige und hätten es nicht anders gemocht. — Das im Dienste und insbesondere bei ernsten, erregenden Anlässen stahlgraue, etwas starr blickende Auge verwandelte sich im privaten Gespräch ziemlich unversehens: ging es um Fragen, die der in Fesseln schmachtenden Menschheit galten, und die Mittel, die zu ihrer Befreiung angewendet werden mußten, wenn er Schleiermacher, Fichte oder Arndt zitierte, „die wüßten wo uns Deutsche der Schuh drücke", wenn er uns aus dem ‚Katechismus der Deutschen' des unglückseligen Kleist vorlas, da versank dies stählern graue, das ich oft mit der Farbe der Meereswoge verglich und seine beiden Augensterne waren plötzlich zwei tiefe, blaue Flammen von solcher köstlichen Tiefe und Bläue, wie ich zeit meines Lebens nicht mehr gesehen. Der Geist des toten Dichters lebte da in ihm und ward auf uns übertragen. Die Kraft ehernen Entschlusses teilte sich uns allen mit, wenn er die Worte sprach:

‚Frage: Wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest Du den Kampf noch billigen?

Antwort: Allerdings mein Vater.

Frage: Warum?

Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.

Frage: Was aber ist ihm ein Greuel?

Antwort: Wenn Sklaven leben!'

Die reine und große Empfindung, die scheue Zärtlichkeit, deren sein Herz fähig war, sprach uns dann unvermittelt an aus seinem Auge, das immerzu eine Kühnheit ausdrückte, die derjenigen eines Seefahrers ähnlich war, wie mich dünkte.

Und gar, wenn er uns von seinem Bruder sprach, der um einige Jahre jünger war, wie stolz und zärtlich und tief war der Blick seiner Augen.

Wie wir aus seinen Erzählungen hörten, sollte der Jüngere den Älteren in manchen körperlichen Eigenschaften noch übertreffen. Man konnte es sich aber nicht eben leicht vorstellen, daß der Bruder Fritz von Borkenrieds, noch stolzer und bewunderungswürdiger zu Pferde sitzen sollte, noch schwieriger zu nehmende Hürden mit scheinbar noch nachlässigerer Selbstverständlichkeit zu nehmen gewohnt war; man konnte sich, da man ihn nicht kannte, schon gar nichts dabei denken, wenn man hörte, daß er, auch heute noch, genau wie in seiner Knabenzeit, zu jedem gefahrvollen Streich bereit war, ja daß er sich am wohlsten fühle, wenn er die Luft gefährlicher Abenteuer atmen dürfe, welche in jedem Sinne die seiner Natur einzig gemäße wäre. — Meist mit seinen Worten eher kargend, riß es ihn zu breiterer, leidenschaftlich berichtender Ausführlichkeit hin, wenn er mir (er zog mich tiefer und häufiger in sein Ver-

trauen, als er es bei anderen vermochte, ich merkt' es wohl) von den Streichen seines Bruders Karl erzählte.

Die beiden Jungen hatten ziemlich früh die Mutter verloren, nicht viel später den Vater, und so mochten sie durch die Umstände schon, mehr als sonst gewöhnlich Brüder sind, aufeinander angewiesen sein. Der Ältere, so schien es, hatte früh die Führung übernommen und manch' aufregende Stunde mit zärtlich sorgendem Herzen verbracht, wenn der wilde Wagemut des kleinen Bruders allzu heftig über die Stränge schlug. — Viele der Knabenstreiche Karls, die mir Friedrich erzählte, ließen auf einen tollkühnen, das Letzte und Äußerste wagenden Charakterzug schließen, aber auch auf einen ritterlichen Stolz und ein zu höchsten Opfern fähiges, hilfsbereites Herz, wenn es darauf ankam, geschehenes Unrecht gutzumachen.

Um das Drama, das wenig später abrollen sollte, in seiner Wirkung auf die beiden unfreiwilligen Hauptakteure, als die ich die beiden Brüder ausdrücklich bezeichnen möchte, zu verstehen, darf nicht ungesagt bleiben, und wer erriete es nach dieser Einleitung nicht, daß die beiden in wahrhaft brüderlicher Liebe einander zugetan waren, es bleiben sollten, in welche Lage immer sie das Schicksal bringen sollte, und einander auch in der Ferne in ihren Gefühlen und Gedanken zärtlich anhingen.

Wenn ich es so überdenke, muß der etwas schwermütigere, zu nachdenklichen Stimmungen neigende, stets um das Wohl des jüngeren besorgte ältere Bruder mehr unter der langen Trennung gelitten haben, als der stets in der Gegenwart lebende, mit ihren abenteuerlichen Anforderungen sich herumschlagende, nie zur Ruhe kommende Karl. Friedrich empfand die nun schon ein gutes Jahr währende Trennung, wie ich bemerken mußte, recht schmerzlich. Auch die dienstliche Verwendung Karls schien nicht weniger als äußerst gefahrvoll, um nicht zu sagen, sie wäre ein fortgesetztes, abenteuerndes Spiel, ein Rennen oder Jagen mit dem Tode um die Wette, bei dem ein rasches und ungutes Ende in Kauf genommen werden mußte, was, wenn man es den Umständen gemäß betrachtete, fast mit Gewißheit zu erwarten war.

Um es mit einem Wort zu sagen, Karl, mit seinem hellen Kopfe und seiner Freund und Feind bezaubernden humorigen Weltläufigkeit, die Vollkommenheit seiner französischen Sprachkenntnisse nützend, er sprach noch zwei andere Fremdsprachen, hatte sich vor mehr als Jahresfrist freiwillig zu jenem gefährlichen Dienstauftrag gemeldet, den das königlich-preußische Kriegsministerium selbst, bündig und richtig, nicht anders als mit ‚Geheimdienst' bezeichnet.

In dieser Eigenschaft hatte sich der junge Mann, der unserem Hauptmann an Größe und Haltung, ja im Schnitt der Züge, wie ich später festzustellen die Gelegenheit hatte, überraschend glich, vorerst nach Dresden zu begeben gehabt, um in der sächsischen, mit Napoleon verbündeten Armee, einen heiklen Auftrag auszuführen, bevor er, den es damals gleich von Anfang an danach juckte, noch heißeren Boden betreten durfte. — Wie er sich seiner, nicht alltäglichen Aufgabe entledigte, ob und mit welchem Erfolg er die heikle Aufgabe, die ihm im Dienst seines Vaterlandes gestellt ward, zu lösen vermochte, das habe ich, wenn ich es damals gewußt habe, als minder wichtig, vergessen. Nur des Umstandes erinnere ich mich mit voller Deutlichkeit, daß er in der Zeit, wo sich das Gewitter um den tyrannischen Korsen und seine Heere, unter denen Sachsen und Polen waren, zusammenzog, als Ordonnanzoffizier dem Marschall Joseph Anton Poniatowski, dem Neffen des Polenkönigs zugeteilt war. —

Ich greife aber dem Gange meiner Erzählung beträchtlich vor, wenn ich jetzt schon von seiner Flucht berichte, die ihn, seinem Eide treu, aus dem Lager des Gegners, in dem er sich seinem Auftrag gemäß, aufzuhalten hatte, wieder zurückführen mußte zu den Seinigen; in diesem Falle mußte das preußische Heer zu erreichen, Weg und Ziel seiner Flucht sein, oder, wenn dieses unter den gegebenen schwierigen Verhältnissen nicht erreicht werden konnte, mußte es eben eines der Heere, der gegen Napoleon kämpfenden Verbündeten sein. — Wie er sich bei den verschiedenen Kommandostellen, die ihn

von diesem Ziele trennten, durchzuschlagen hoffte, wie er sich bei den eigenen, ihm persönlich unbekannten Stellen, die er zu passieren hatte, legitimieren konnte, ohne Gefahr zu laufen als Spion behandelt zu werden, das mochte von seinen geschilderten Fähigkeiten abhängen und nicht zuletzt von seinem Glück.

Nun, ich bin aber in meiner Erzählung noch in jenem Dorfe unweit von Leipzig und sehe mich im Gespräch mit meinem Hauptmann Friedrich von Borkenried, der mir an diesem Tage, zum ersten Male ganz unverhohlen die verzehrende Sorge um den Bruder anvertraut, mir als Einzigem Einblick in sein einsames, gefoltertes Herz gewährt. — Lange sei er ohne Nachricht vom Bruder. Die Ungewißheit, ob Karl sich noch bei den Feinden oder schon auf dem Wege nach Berlin befinde, drücke schwer auf ihn. — —

Die nächstfolgenden Tage war wenig Zeit mehr zu Meditationen, oder um sich persönlichen Stimmungen zu überlassen. — Die Ereignisse nahmen nunmehr einen sich überstürzenden Verlauf. So geht es im Einzelschicksal, wie im Schicksal der Völker. Sind die Verhältnisse und Dinge, die für das Leben von entscheidender Bedeutung sind, einmal bis zu jenem Punkte, an dem die große Wendung eintreten muß, herangelangt, dann gibt es kein Halten mehr, einem tosenden Gebirgsbache gleich, stürzen sie durch das Bett der Gegenwart dem Meere der Vergänglichkeit zu.

Schon der nächste Tag brachte große Bewegung in das Lager. Ordonnanzen flogen in Windeseile heran, entledigten sich ihrer Aufträge und preschten weiter. Die allgemeine Spannung und Erwartung war auf das Höchste gestiegen; mit klopfenden Pulsen erwarteten wir stündlich, eingesetzt zu werden.

Der Tag, an dem unsere jugendliche Ungeduld befriedigt werden sollte, war endlich da. — Ehe wir's uns versahen, standen wir mitten im mörderischsten Getümmel, nicht allzu weit von unserem früheren Standort. — Polnisch-sächsische Abteilungen griffen uns an und es hieß, Marschall Poniatowski in eigener Person befehlige die Attacke. Wir schossen wie die Teufel. Mir fiel die unnatürliche Blässe und die starre Haltung des Hauptmanns auf. —

Doch mit einem Male sahen wir uns an den Flußlauf gedrängt, ich glaube, es war derselbe, die Elster geheißen, in welchem dem polnischen Marschall nur wenige Tage später, zu ertrinken bestimmt war, wir konnten nicht vor und nicht zurück, einige, wir waren nur ein Häuflein, und völlig abgeschnitten von den Unsern, wollten in den durch vorangegangene Regengüsse sehr gefährlichen Fluß hinein, was unter dem Feuer des nachrückenden Feindes den sichern Tod bedeutet hätte, wieder andere, darunter unser Hauptmann und ich, der dicht an seiner Seite focht, bereiteten sich vor zum Nahkampf, der unter diesen Umständen das einzig mögliche, und, wenn es noch eine Rettung gab, das einzige Mittel war, sich ehrlich kämpfend durchzuschlagen. — Diese Aussicht, das muß gesagt werden, war durch den Anblick der übermächtigen Zahl der Feinde, so gut wie nicht vorhanden, unsere Situation eine verzweifelte. Vor uns, hinter uns, stürzten unsere tapferen Jungen in die regenweiche Erde, Borkenried, neben mir, bleich, mit zusammengebissenen Zähnen hielt sich tapfer. — Doch auch ihn ereilte das Verhängnis; — war er von einer Kugel getroffen oder stürzte er über irgendetwas. — Plötzlich lag er, knapp vor mir, und ich beugte mich über ihn, indem mir die Tränen in die Augen schossen. Mit geschlossenen Lidern lag er eine Sekunde oder zwei, dann erhob er sich und im gleichen Augenblick fühlten wir uns ergriffen, von einem Schwarm der Feinde umzingelt und im nächsten Augenblick hinweggeführt. — Jeder Widerstand wäre Wahnsinn gewesen. Gleich darauf sprengte ein höherer feindlicher Offizier knapp an uns vorbei. Indem er mit plötzlichem Ruck die Zügel ergriff, das Pferd verhaltend, diesem die Sporen kräftig in die Weichen stoßend, rief er, auf dem Gaule eine halbe Drehung nach unserer Schar zurückmachend, so, als erkenne er eben jemand unter uns: „Ah — je le tiens, l'espion!" — Das Pferd mit jäher Wendung auf unsere Gruppe zu herumreißend, stand er wutschnaubend vor Borkenried und donnerte ihn an: „Maudit traitre! Vous —

avons-nous attrapé?" — Der Hauptmann stand kerzengerade und starrte verwunderten Blickes dem Wütenden in's Gesicht. Auf eine befehlende Handbewegung des zornschnaubenden Offiziers ward Borkenried ergriffen und ihm nachgeführt, der sein Pferd zu langsamen Gange verhaltend mit der Eskorte alsbald unseren Blicken entschwand, während wir einem ungewissen Gefangenenlose entgegengingen.

Wir waren getrennt und erst später, als der Sieg unser war, sollte ich den Hergang der Geschichte, so wie ich ihn jetzt erzählen will, erfahren.

Man verbrachte den Hauptmann Friedrich von Borkenried zunächst auf Weisung des französischen Obersten in ein sicheres Gefangenenquartier. Dieses befand sich in einem Vororte Leipzigs, welcher noch in der Hand der Franzosen war. Es sollte sich alsbald herausstellen, daß der französische Oberst, der dem Stabe des Marschall Poniatowski zugehörte, unserem Hauptmann für den kurz zuvor entwichenen Ordonnanzoffizier Karl von Borkenried hielt, der bei ebendem Stabe bis zuletzt im Dienste gestanden. — Die Ähnlichkeit soll so täuschend gewesen sein, daß der zornwütige Oberst darauf einen Schwur abzulegen bereit war, Karl von Borkenried vor sich zu haben. Es mochte sein, daß er Karl'n bei der Flüchtigkeit des dienstlichen Verkehrs nicht allzu genau kannte und in seiner zornroten Aufwallung und bei der anscheinenden Übereinstimmung der Äußerlichkeit der beiden Brüder, an eine andere Möglichkeit nicht glauben konnte, kurz, er wollte die Zeugenschaft anderer für die vermeintliche Identität unseres Hauptmannes mit dem flüchtigen Bruder nicht erst abwarten und den Gefangenen noch am selben Abend von einem, wie in solchen Zeiten üblich, rasch improvisierten Kriegsgericht zum Tode verurteilen lassen. Die Sache stand um so schlechter, als die bisherigen Kameraden Karls, die allein über eine sichere Identität hätten Zeugnis geben können, mitsamt dem Stabe Poniatowskis sich irgendwo an einem sicheren Orte, aus taktischen Gründen wohl, aufhalten mochten, und der Oberst derzeit in einer besonderen Verwendung zu stehen schien, die ihn in der nächsten Zeit wenigstens mit dem Stabe in keine Verbindung treten ließ. Knapp bevor er vom Stabe des Marschalls abgegangen, hatte man die Flucht des schon seit längerem heimlich überwachten Offiziers bemerkt und auch das schien die Wut des Obersten, der noch frisch unter dem Eindrucke dieser Entdeckung stand, besonders für eine rasche Vergeltung zu spornen und neu anzufachen. Wie, dieser da, der vor ihm stand, sollte nicht der Entwischte sein, den man törichterweise, — obgleich man ihn nicht ohne Grund, des geheimen Einverständnisses mit dem Feinde verdächtigte, wie sich erwiesen hatte, — anstatt ihn sogleich niederzumachen, hatte entwischen lassen, und ihm durch solches Zögern zur Flucht verholfen: dieser hier sollte derjenige nicht sein, den man nach gutem Kriegsrecht zum Tode zu befördern hatte?! Daß er leugnete, wenn sich die Schlinge um ihn zusammenzog und sich für einen anderen ausgab, den man nicht in der Gewalt hatte, an dessen Existenz er wohl selber nicht glaubte, schien nur das Natürliche in solchem Falle. Es sei, wie es wolle! Man weise die Zumutung mit der schärfsten Entschiedenheit von sich an die erfundene Geschichte von einem Bruder zu glauben, der einem bis auf's Haar ähnlich sehe. — Sie seien Zwillinge? Nein?! Na also, dann könne es mit der Ähnlichkeit nicht so weit her sein. — Mehr als ein dutzendmal habe er, der Oberst, mit dem Verräter dienstlich zu tun gehabt: — er habe doch Augen im Kopfe! Größe und Art des Wuchses, der Schnitt der Züge, vor allem die Augen in ihrer nicht alltäglichen Bläue, bis auf den blonden Haarwirbel am hinteren Scheitel, der allerdings nicht die sonnbeschienene Helle aufweise, wie er sie in der Erinnerung habe, aber diese müsse man dem dämmerfahlen Lichte des Oktobernachmittags zugute halten; ja wenn eine heitere Septembersonne auf solch blondes Haar falle, so erscheine es freilich heller. Noch eines bekräftige es, wenn es einer weiteren Bekräftigung bedürfte, das man den Richtigen vor sich habe. Das bei einem Deutschen so seltene, flüssige und korrekte Französisch, das wie man sich genau erinnere, der Verräter ebenso gesprochen habe. — Was konnte da die Beteuerung

nützen, daß der flüchtige Bruder dem Gefangenen recht eigentlich die tadellose Beherrschung des Französischen verdanke, indem dieser in jahrelangen gemeinsamen Übungen in gewissem Sinne als der Lehrende den Grund gelegt habe zu dem achtunggebietenden Gebäude des Sprach- und Allgemeinwissens des Bruders. — Der Oberst schien in seinen bereits gefaßten Entschlüssen unerschüttert zu bleiben. Nein, so konnte man sich nicht irren! — Und wenn schon . . so werde eben der eine Bruder für die Verräterei des andern büßen müssen. Man nimmt eben den, den man hat!

Es schien Friedrich von Borkenried, als gehöre der Oberst zu jener Sorte von Vorgesetzten, die ihre Autorität am besten zu wahren glauben, wenn sie einmal gefaßte Meinungen oder Entschlüsse starrsinnig bis an's Ende verfolgen, — mag daraus entstehen, was will — und sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie auf Gründe der Vernunft oder Logik hören sollen. Solche Menschen sehen ihr Unrecht auch dann nicht ein, wenn es sich sonnenklar zeigt und jeder Zweifel ausgeschlossen ist. — Zudem stand der Schein, die fast unglaubwürdige Ähnlichkeit, wirklich gegen ihn, wie nicht minder die aus der kriegerischen Atmosphäre nur zu verständliche Wut und der Drang nach irgendwelcher Vergeltung, die man dem Flüchtigen, und wenn man seiner nicht habhaft sein sollte, den Seinigen antun wollte. — Was war da zu tun? Man war in der Gewalt des Feindes und mußte jede Behandlung, auch die ungerechteste und härteste, die über einen Unschuldigen verhängt werden konnte, hinnehmen und ertragen. Es herrschte ja strengstes Kriegsrecht, damit konnte jedes Gerechtigkeit fordernde Gewissen beschwichtigt werden oder es mußte sich mit den harten Tatsachen wohl oder übel abfinden. — Nach dem Stande der Dinge, es war mittlerweile sechs Uhr abends geworden, kann nicht verhehlt werden, daß es sehr schlimm um den Hauptmann stand.

Der Oberst ordnete für sieben Uhr abends den Zusammentritt eines Standgerichts an, das unter seinem Vorsitze den Schuldspruch fällen sollte, so wie dies jeden Tag in hundert Fällen im Frontbereich üblich, wo Überläufern, vermeintlichen und wirklichen Spionen rasch der Strick gedreht wird oder die Kugel aus blankem Rohr unrühmlichen Tod bringt.

Die leere Formalität des kriegsmäßigen Standgerichtes rollte ab, ohne daß dem Gefangenen die Möglichkeit gegeben war, seine Gründe mit wirksamer Überzeugungskraft vorzubringen, ohne ein Mittel der Verteidigung zu haben, das die Anklage erschüttern konnte. — Eine tiefe Mutlosigkeit ergriff zum ersten Male die heldische Seele des Hauptmannes angesichts der Farce dieses Gerichtes, und ließ die ihn umgebenden Personen und Vorgänge vor seinem Geiste, wie eine unwirkliche, in fernem Licht sich abspielende Puppenkomödie, erscheinen. — Der näselnde, monoton die Anklage leiernde Auditeur, der schweigende Oberst, der vor verhaltener Wut nicht zu atmen schien, die starre Haltung der beisitzenden Offiziere, sie alle waren puppenhafte Akteure eines sie lenkenden, unsichtbar über ihnen schwebenden Willens.

Der über der bleiernen Luft hängende Spruch rasselte denn auch über die wenigen hiehergezwungenen Teilnehmer der Gerichtssitzung hernieder, wie ein von Anfang Erwartetes, Unentrinnbares, häßlich und kreischend, wie das Abschnurren einer alten zersprungenen Uhrfeder. Der gewichtigen, maßgeblichen Stimme des dem Standgerichte präsidierenden Obersten hatten sich die andern beisitzenden Offiziere ohne Widerspruch, automatenhaft gefügt.

Das Urteil, wer zweifelt noch — lautete auf „Tod"! Auch dem mit fester Stimme vorgebrachten Einwand des Verurteilten, daß er als Offizier, wenn auch Deutscher, vor ein ordnungsmäßiges Kriegsgericht gestellt werden müsse, das ihn nicht ohne zwingende Beweise, wie einen gemeinen Verbrecher, dem Henker überliefern könne, wurde keine Folge gegeben.

Der Oberst schloß die Verhandlung. Die Exekution sollte im Hofe des kasernenähnlichen Gebäudes in zwei Stunden vor sich gehen.

Als der Verurteilte den Raum verlassen hatte, in dem über sein Schicksal entschieden worden und sich ungefähr in der Mitte des düsteren, muffigen Korridors befand, der zu überqueren war, um



Michael Willmann (1630—1706): Marienkuß

in das Behältnis seines letzten Gewahrsams gebracht zu werden, da öffnete sich eine Tür und in ihrem Rahmen erschien, ebenfalls von zwei Wachen mit aufgesteckten Bajonetten flankiert, das Ebenbild des Verurteilten, an dessen Existenz niemand glauben wollte; der Mann, dessen Name und Person mit der des Bruders so fahrlässig verwechselt wurde.

Im Augenblick des Erkennens schien es, als ob beide gleichzeitig in einen Freudenruf ausbrechen wollten, denn sie hatten beide ihre Munde geöffnet, aber ebenso gleichzeitig und blitzhaft mußte den Brüdern die Erkenntnis ihrer traurigen Lage in's Bewußtsein gedrungen sein, denn es war, als hielte die erschreckende Erkenntnis ihre Kehlen umklammert, so daß sie keinen Ton hergeben konnten. Der Jüngere war es, der sich zuerst faßte und dem älteren an die Brust sank. Die Wachen standen Augenblicke starr und unentschlossen über die Seltsamkeit des Begebnisses.

Die Tür ging und der Standgerichtshof verließ mit dem Oberst an der Spitze den Saal. Notgedrungen mußte er stehen bleiben, da die Gruppe der Brüder und Bewaffneten den Weg versperrte. Als der Oberst knapp hinter Friedrich stand und auf die beiden Brüder starrte, als wären es Fabelwesen, drehte sich Friedrich blitzschnell um, so, als habe er seine Gegenwart im Rücken gespürt und sagte, ihm fest in's Auge blickend: „Herr Oberst, bevor ich sterbe, will ich die Wahrheit gestehen, ich bin schon der, für den Sie mich gehalten haben, ich bin der entflohene Karl von Borkenried.“ — „Und wer ist dann dieser?“ kam es hastig und heiser aus dem trocken gewordenen Munde des Obersten. „Dieser ist mein Bruder Friedrich von Borkenried, für den ich mich bis jetzt ausgegeben.“ — „Warum lügst Du Friedrich,“ schrie, die furchtbare Situation und das ungeheure Opfer des Bruders erahnend, Karl. „Ich lüge nicht — und werde von jetzt ab überhaupt kein Wort mehr sprechen,“ gab dieser mit trotziger Entschlossenheit zurück. — „Wir werden Euch schon noch zum Sprechen bringen, wenn es uns beliebt“ brauste der Oberst auf. — Doch sich dann eines anscheinend Besseren, Zweckmäßigeren bedienend, bemerkte er in gespielter Ruhe, mit einer Stimme aus der die Überlegenheit des Mächtigen, blutiger zynischer Hohn, aber auch unverkennbar die tödliche Kränkung seiner Eitelkeit über die Einsicht, daß er sich doch geirrt haben müsse, zu hören war: „Einer von Euch ist der Verräter, das ist gewiß. Das Todesurteil wird in zwei Stunden vollzogen. Wir haben nicht Zeit und Lust wegen Eurer Teufeleien uns mit Euch weiter zu befassen. Da Ihr Brüder seid, so sei Euch als letzte Gnade das Beisammensein bis zur Hinrichtung des einen, des richtigen Verräters unter Euch, gewährt. — Wer der Verräter ist , wird sich ja zeigen“ und mit zynischer Schläue fügte er hinzu: „Sollte sich der unschuldige Bruder für den schuldigen opfern, was ich nicht glaube, so sei ihm gesagt, daß der Überlebende, da er in jedem Falle Kriegsgefangener ist, seine Identität wird beweisen müssen und falls er dann Karl von Borkenried ist, ihm die verdiente Strafe nicht erspart bleiben wird.“

Totenbleich, mit verpreßten Lippen, standen die beiden schönen brüderlichen Jünglinge.

Dann stürzte der Jüngere im plötzlichen furchtbaren Sturme seiner Empfindung dem Älteren an den Hals.

„Dann wollen wir zusammen sterben, gelt Bruder?!“ Er schrie auf wie ein zu Tode gehetztes Wild und barg den Kopf an der Brust des Bruders in ausbrechenden Tränen.

Auf den Wink des Obersten wurden die beiden Brüder gemeinsam in den für den Verurteilten bestimmten Raum geführt. Mit freundlicher Besorgtheit frug die sie begleitende Bedeckung, die ihre Erschütterung nicht verbergen konnte, nach den letzten Wünschen des Delinquenten.

Doch die beiden hatten kaum mehr einen andern Wunsch als die letzten Stunden einander nahe sein zu können. Das Schicksal, so schien es, hatte den Stab über das Leben des einen gebrochen und auch über Glück und Zukunft des zweiten. — Was sie sich in der nun folgenden furchtbaren Stunde anvertraut haben mochten, bleibt ihr Geheimnis. Die Wache, die ab und zu durch das Guckloch der Türe blickte, fand sie gefaßt und ruhig an dem rohgefügten Tische sitzend.

Den ganzen Tag über hatte man in längeren Intervallen Kanonendonner vernommen, der, wenn das Ohr nicht trog, immer näher herankam und nun in immer kürzer werdenden Pausen hörbar wurde. Die an dem kriegsrechtlichen Verfahren Beteiligten und damit Beschäftigten hatten jedoch über den stattgehabten Vorgängen den äußeren Ereignissen keine sonderliche Beachtung geschenkt. Das Ohr gewöhnt sich rasch in kriegsüberzogenen Gebieten an ferneren oder näheren Kanonendonner. —

In die tiefe Versunkenheit der tragischen Stunde, die die beiden Brüder, irdischen Zeitmaß schon halb entrückt, durchlebten, — es mochte, wenn man die Zeit mit dem gewöhnlichen menschlichen Zeitmaße der Uhr maß, ungefähr eine Stunde nach dem Urteilsspruch vergangen sein — brach jäh das tobende Gewehrgeknatter sich nähernder Abteilungen.

— — — — — — — — — —

In der nächsten Viertelstunde hatten die Eingeschlossenen die Sinnesempfindung, als tobe in den umliegenden Gassen, ja vielleicht auf der Straße selbst schon ein mörderischer Kampf. — Dazwischen, vereinzelt, die dumpfen Erschütterungen von Explosionen. —

Mit einem Male mußte in einem oder mehreren der angrenzenden Räumlichkeiten eine wilde Bewegung entstanden sein; die bis zum Zerreißen gespannten Sinne der gefangenen Brüder unterschieden nur ein wüstes Geschrei über das eine befehlende Stentorstimme vergeblich die Führung zu gewinnen suchte. — Da — ein Knall, ein paar gräßliche Aufschreie, die aber schon im Lärm der einsetzenden ununterbrochenen Schüsse erstickten. — Wie lange das dauerte hätte keiner von beiden zu sagen gewußt. — —

Auf dem Korridor erdröhnten hastige, schwere Soldatenschritte und Stimmen, der Schlüssel drehte sich unwirsch im Schlosse und in der aufgerissenen Tür, vor einem Haufen nachdrängender sächsischer Chasseure erblickte man die beiden gutmütigen Wachtsoldaten von vorhin, die stramm standen. „Meine Herren, Sie sind frei," sagte der eine, ebenfalls ein Sachse, „wir haben eben die Franzosenbrut, als sie Miene machte uns zu entwischen, in den Himmel, wo es keine Besiegten gibt, befördert. Wir Sachsen empfinden ebenso als Deutsche wie die Preußen und Österreicher und wäre es nach uns gegangen, so hätten wir uns längst von der fremden Schmach befreit. In den Straßen geht es drunter und drüber, ich glaube aber, wir haben die Franzosen wenigstens schon aus unserer Vorstadt hinausgeworfen." „Wollte Gott auch aus Deutschland," fügte ein anderer hinzu. — „Es lebe Deutschland!" schrie da einer, und in den Ruf, der der Siegeszuversicht ihrer Herzen entsprach, brachen alle übrigen aus.

„Was bliebe da noch zu erzählen, meine Freunde?" Wir alle kamen heil aus dem Gedränge heim, mein Hauptmann und sein nach gefährlichen Abenteuern dürstender Bruder, ebenso. — Das Schönste, das wir mit nach Hause nehmen durften, aber war das Gefühl, mitgekämpft zu haben um den Sieg einer großen und gerechten Sache. —

Und das ist doch immer das Beste von allem, das könnt' Ihr mir glauben!

Hans Christoph Kaergel

Deutsche in Rumänien

Eindrücke nach einer Reise

Wenn ich nun in der Heimat an den deutschen Menschen in Rumänien denke, sehe ich ihn vor mir im Angesicht eines Siebenbürgischen Bauernweibes. Seltsam, nicht der Bauer, der Handwerker, der Kaufmann, kein Mann ist mir Sinnbild unseres deutschen Lebens. Immer nur ist es die Frau, die mir in Kronstadt begegnete. Nach meinem Vortrag stand sie neben mir, hielt mir die Hand hin und drückte mir die entgegengestreckte Rechte kräftig wie ein Mann. Sie erinnerte mich an eine ostpreußische Bäuerin, die ich vor vielen Jahren einmal in Bischofsburg sah. Eine aufrechte Gestalt, eckige Gesichtszüge. Sie war weder jung noch alt. Solange sie stumm vor mir stand, verlor sich auch alles Frauliche aus ihren Gesichtszügen. Im Augenblick aber, da ich ihre tiefe Stimme hörte, rief mich das Weib an, die Mutter. Mehr noch, das Land rief mich durch diesen Menschen an. Es ist mir nie wieder im Leben ein Menschenkind begegnet, das mit so wenigen Worten ein ungewöhnliches Schicksal offenbaren konnte wie diese Frau aus Tartlau. Sie schien etwas beichten zu wollen. Und es war nur eine Rechtfertigung. Im Kriege hatte sie den sächsischen Soldaten aufgenommen und beide waren aus gemeinsamem Schicksal und gemeinsamer Liebe für ewig zueinander gekommen. Der Mann aber sang in den Abenden seine erzgebirgischen Lieder. Sechs Kinder spielten um den Vater und vermochten ihn doch nicht fröhlicher zu stimmen. Er sang vom „Vogelbärbam“, er mußte den Atem der Heimat wieder um sich haben. Als die ersten Nachrichten aus Deutschland kamen, daß Adolf Hitler das Reich befreit habe, bat er, wieder heimkehren zu dürfen. Er bat um jedes Kind, um jeden Tag Liebe, um jeden Tag Schicksal. Und sie ließ ihn allein gehen. Kein Kind ging mit ihm. „Ich habe ihn sehr lieb, mein Herr, aber unsere Heimat hier ist stärker. Mein Mann schrieb mir einmal verbittert, ich sei keine Deutsche, denn eine Deutsche nehme das Schicksal des Mannes auf. — Mein Herr, bin ich nun schlechter, weil ich hier blieb? Weil ich meinen Kindern hier die Erde erhalte, die ich sonst an Fremde verschachern müßte? Bin ich denn eine schlechtere Deutsche?“ — Wer weiß darauf eine Antwort? Ich konnte ihr in diesem Augenblick nur stumm die Hand drücken. Tränen standen in ihren Augen. „Ich habe sie noch nie weinen sehen“, sagte mir leise ihr Pfarrherr, der ein wenig abseits stand. — Dieses Bauernweib ist mir fortan Sinnbild der Deutschen gewesen. Es mag sein, daß man ein Volkstum tiefer versteht, wenn man von seiner Geschichte ausgeht, Zahlen an Zahlen reiht und das Bild der schaffenden Menschen vor sich entstehen sieht; wenn man Stadt und Land aneinander abwägt. — Ich tue keins von beiden, sondern gehe von meinem Erleben aus. Ich weiß, daß es mir zuweilen wie einem Traumwandelnden ergeht, aber ich komme sicher zu meinem Ziel. Als ich vor zehn Jahren von Amerika zurückkehrte, habe ich aus den Einzelerlebnissen ein Urteil über das Volk abgegeben, das niemals Volk werden kann. Ich wurde damals verlacht. Heut weiß es jedes Kind, daß ein Volk nur leben kann, wenn es sich in seinem Blute rein erhält.

Es wird mir vielleicht auch diesmal nicht anders ergehen. Ich sehe die Zukunft unserer 250 000 Deutschen in Siebenbürgen in dem eng umschlossenen bäuerlichen Hofe. Die Zeiten, da die Städte mit ihren Wehrmauern und Tür-



Kirchenburg in Birthälm (Siebenbürgen)

men den Mongolen, Tataren und Türken Widerstand leisten konnten, sind vorüber. Vorüber ist die Zeit der einzigartigen Wehrkirchen, der Kirchenburgen unseres äußersten südöstlichen Vorpostens. Die Stadtmauern sind verschwunden. Wie große Denkmäler, kalt und leer, stehen noch die Türme. In den Straßen wudelt das fremde Volk. In den Bürgermeistereien sitzen die Nachfahren derer, die einst von den deutschen Siedlern Lesen und Schreiben lernten, die auch lernten, des Herrgotts Erde zu hegen und zu pflegen. Jetzt sitzen sie als Herren in den Städten und reden von den deutschen Eindringlingen, reden vom „geraubten Lande" und sehen in jedem deutschen Bauern den lebendigen Feind.

Derweilen fahren draußen in den Dörfern friedlich die Bauernkarren rumänischer, ungarischer und deutscher Bauern aufs Feld, wie vor Hunderten von Jahren. Und mag auch im Dorf ein Rumäne regieren, der Acker wird bestellt, wie ihn der Deutsche bestellt. Haus und Hof werden wie deutsche Höfe errichtet. Nur das blasse Blau der Farbe zeigt an, daß darin ein rumänischer Bauer wohnt, während in den gelben und braunen Häusern mit den schmalen Giebeln zur Straßenseite der Deutsche arbeitet. Es gibt hier noch kein Gesetz und doch hat es der Deutsche in sich selber errichtet. Er vermischt sich nicht. Er geht nicht mehr in die Stadt. Von der Stadt aus sieht er den einstigen Führer seines Volkstums nach gründlicher Schulbildung doch ins „Reich" gehen. Denn dort kommt er weiter. Nein, sein Platz ist auf der heimatlichen Scholle. Nie werde ich den Tag im Marktflecken Heltau vergessen. Der deutsche Pfarrer der evangelischen Gemeinde führt mich zuerst in die herrliche Wehrkirche und erzählt mir die Geschichte seines Volkes von Anfang an. Er wird dabei so lebendig, daß er es mir so erzählt, als wäre er vom ersten Siedlerzuge



Hermannstadt in Siebenbürgen

an bis zur letzten Türkenschlacht mit dabeigewesen.

Mit einem verschmitzten Lächeln zeigt er mir die kleine Kapelle, die einst den Goldschatz der Gemeinde barg, der während der Türkenzeit mitsamt der Kapelle unter einem Berg Erde lag. Und dann führt er mich ins Leben hinein, ins Weinhaus, hin zu den Bauern. Hier bekannte ein Bauer mir, was er von der Zukunft erwartete. Er ist oft genug im „Altreich" gewesen, das jenseits des Passes von Predial in der saftigen, überreichen rumänischen Erde liegt. Er hat nichts studiert, hat nur die Welt mit seinen Augen gesehen. Er meint, daß der Herrgott den Deutschen hier nicht umsonst in ihr Heimatland gerufen hätte. Er müsse darum etwas besonderes vorhaben. Die Rumänen hätten lange geglaubt, ohne den Deutschen auszukommen. Er habe genug gesehen. In der fettesten Erde im Altreich armselige Lehmhütten der Bauern und hier im kargen Steinboden der Berge wohlangelegte Felder, saubere Steinhäuser und Ställe. Hier richtete sich jeder nach dem Deutschen.

Dort wird man sich einst wieder nach ihm richten müssen. Wohin wollen denn die Rumänen? Ihr Reichtum muß Donau aufwärts kommen. Der große Nachbar aber heißt Deutschland! Sein äußerster Vorposten sind wir. Wir werden dafür sorgen, daß der Weizen immer wieder blüht. Wir werden, ohne zu regieren, regieren! Und als ich nach dem Städter frage, zuckt er nur die Achseln. Er muß auf's Land! Das mag alles bäuerlich verworren, knorrig und dickköpfig klingen, aber der Bauer hat recht, der muß auf's Land! Das Land halten, das ist die wichtigste Aufgabe hier.

Mir wurde der Unterschied dieser Berufung der Deutschen an einem Sonntag recht deutlich bewußt. Am Morgen führte mich ein Professor durchs weltbekannte Bruckenthal-Museum zu Hermannsstadt. Wie einen Reichtum aus vergangenen Tagen zeigte er mir die herrlichsten deutschen Trachten. Er erfreute sich an ihnen wie an alten Möbeln und Münzen. Sie waren ein Stück seines Stolzes. Am Nachmittag kam ich auf's Dorf und begegnete Kirchgängern in den gleichen Trachten. Und hier zeigte niemand mit Stolz auf die kostbaren Stickereien, hier lebte man die Tracht. Der Bauer versteht nicht, warum sie in den Städten reden und diskutieren. Er versteht nicht das Geschrei um verlorengegangenes Recht der Sachsen und ihrer Kirchen. Er hält seinen Boden und hält zugleich damit sein Leben.

Ohne daß es ihm vielleicht bewußt ist, hält er damit Deutschland im Ostraum. 800 Jahre steht er hier auf Vorposten. Wie ein mächtiger Brückenpfeiler erscheint mir das deutsche Volk hier. Alle Fluten der Mongolen, Tataren und Türken vermochten nicht, den Pfeiler ins Wanken zu bringen. Und heute, die Rumänen müssen wissen, daß auch die Brücke zu ihrer eigenen Zukunft auf diesem Pfeiler ruht. Als ich im Buchenland in der Judenstadt Czernowitz zuletzt den Deutschen in Rumänien besuchte, fiel ein bettelnder Jude vor mir auf die Erde nieder, küßte sie auf der ich gegangen war, und bettelte mich an. Eine halbe Stunde entfernt davon zog mich ein Buchenländischer Bauer in sein geräumiges Haus und zeigte mir mit maßlosem Glück und Stolz den Segen der Erde, den Segen seiner Arbeit. Zwei Bilder, die für sich sprechen.

Es mögen Staaten kommen und gehen — der Deutsche steht auf seiner Erde, die er durch seine Arbeit heiligt. Wer will darum von einem Problem im Südostraum reden? Es gibt kein deutsches Problem hier, es gibt nur eine deutsche Aufgabe. Das Land wartet! Es wartet wie die Frau, die mir Sinnbild des Deutschtums wurde. Alles kann ein Deutscher aufgeben — Mann, Weib und Kind — nur die Erde nicht! Denn sie ist heiliges deutsches Erbe. Darum — sieht dich eine Frau an, wenn du vom deutschen Volk hier sprichst — es ist die Mutter Erde. —



Hermannstadt in Siebenbürgen



Vier Gedichte von Peter Barth

Wann war es nur,
daß mich ein Mensch so angeschaut,
wie nun der Himmel in dem März?

Auf weiter Flur
war es, als mir ein Auge traut
so blickte tief ins Kinderherz.

Es sproß die Saat
aus allen Schollen rings im Rund,
die Welt war hell und sammetgrün.

Auf schmalem Pfad,
der wie ein Band hinzog im Grund,
stand sie mir gegenüber kühn.

Ihr Auge war
wie aufgetaucht aus tiefem Meer,
worauf ein Wind mit Wellen spielt.

Ihr blondes Haar
fiel über meine Hände her,
die sie in ihren zarten hielt.

Ihr Blick sprach mir
auch ohne laute Worte das,
was sie mir ewig wollte sein.

Im Frühling hier
nun fühl ich es im Übermaß,
die Heimat spricht: komm, Fremdling, heim!

Früh morgens

Große Stille breitet
sich im Dorfe aus,
und die Sonne schreitet
hell von Haus zu Haus.

Leise Winde wühlen
in dem Baumgeäst,
auf den Grummetbühlen
baut der Tag sein Nest.

Und in tausend Flammen
schlägt die Sonnenbrut
über mir zusammen.
Trag mich, Himmelsglut!

Der Salweistrauß

Wie Feuer glüht der Salwei
im schmalen Gärtelein,
das Mädchen schmückt zur Kirwei
sich mit dem Sträußelein.

Die Wangen spiegeln wider
das Licht der Blüten rot,
die volle Brust den Mieder
so eng zu sprengen droht.

Die glückvoll reinen Augen
streun blau ihr Licht hinaus
und heiße Lippen tauchen
tief in den Salweistrauß.

Abend im Dorfe

Auf allen Bäumen lagern schwere Lasten
des Straßenstaubes, der in dichten Wolken
am Wege wirbelt, alle Tiere hasten
nach Haus, und in den Ställen wird's gemolken.

Die Gänse trippeln schön in weißen Reihen
durchs Dorf, die alten Schwengelbrunnen knarren,
die Schweine grunzen und die Kinder schreien,
in alle Höfe kehren heim die Karren.

Die Dächer qualmen und auf allen Herden
briet nun das Nachtmahl, Teller, Gabeln klirren,
der Bauer füttert und beim Troge werden
getränkt die Rosse noch in den Geschirren.

Dann tritt die Bäuerin in der Türe Rahmen
und ruft zum Abendbrot in Gottes Namen.

Die erste volksdeutsche Kunstausstellung in Polen

Arbeiter und Künstler im Dienste deutscher Arbeitskultur

Am letzten April-Sonntag ds. Js. erfolgte die Eröffnung des ersten Leistungswettkampfes der deutschen Jugend in Polen. Dieser Wettkampf war zunächst auf den oberschlesischen Teil der deutschen Volksgruppe beschränkt, jedoch gingen schon bei diesem Auftakt einer nun alle Jahre wiederkehrenden Veranstaltung über 500 Jungen und Mädel ans Werk. Seine Eröffnung ist somit ein für die ganze deutsche Volksgruppe in Polen denkwürdiges Ereignis.

Unter diesen am Leistungswettkampf beteiligten jungen Deutschen sind leider allzuviele, die noch niemals in der Arbeit eines Berufes gestanden haben. Wie ist das möglich, wird man sich im Reich fragen, — junge Menschen, die nicht im täglichen Schaffen ihre Kräfte üben? Diese Jungen und Mädel sind Angehörige des polnischen Staates, und weil sie zugleich Deutsche sind, steht ihnen keine Lehrstelle offen. So verdämmern die blühendsten Jahre ihres Lebens in erzwungener Untätigkeit. Aber der Wille zum Schaffen ist in ihnen doch wach. Seit einigen Jahren zeigen die Ausstellungen der Volksjugend, daß die Jungen und Mädel, denen die Berufe verschlossen sind, arbeiten wollen und auch Mittel und Wege finden, sich in irdendeiner Fertigkeit zu üben. Die Ergebnisse dieser Selbsterziehung zu einer Facharbeit sind erstaunlich. Die Verbände kommen diesem Drang nach Betätigung zu Hilfe. Hier steht eine Mädelgruppe in kunstgewerblicher Arbeit, dort betätigt sich eine Jungengruppe als Schnitzer und Bastler. Oft gibt es regelrechte „Kampagnen", wenn Zehntausend von Nothilfeabzeichen, gestanzt, gestickt oder geschnitzt werden. Die Früchte dieser Arbeit kommen dem Ganzen zugute, das auch die in eine hoffnungslose Arbeitslosigkeit Hineingewachsenen und Aufgewachsenen betreut.

Nun stehen diese jungen Menschen seit dem 24. April in einem Leistungswettkampf, der ernst und fröhlich zugleich ist. Ein solcher Kampf bedeutet viel für ein junges Volkstum, dem ein derartiges Schicksal beschieden ist, einfach aus seinem Deutschsein heraus! Er stärkt die Kräfte, die allein befähigt sind, das Deutschtum Polnisch-Oberschlesiens zu erhalten, den Glauben an das eigene Können, den Glauben an sich selbst. Und die Wenigen, die das Glück haben, in einem festen Beruf wirken zu können, wollen in diesem Wettkampf zeigen, daß deutsche Leistung gleich gut ist, ob sie im großen, starken Mutterland vollbracht wird, oder draußen im Grenz- und Ausland. Der fremden Umwelt soll die Lehre gegeben werden: Es ist euer Schaden, wenn ihr auf den deutschen Arbeiter und Angestellten verzichten wollt. Er tut seine Pflicht und bringt bestes Können mit. Euere Vorfahren haben das erkannt, als sie Deutsche ins Land riefen. Auch vor euch stehen große Aufgaben, — entblößt euch nicht leichtfertig bester Kräfte. In dem Staat, in den wir nun einmal gestellt sind, wollen wir auch arbeiten, nicht nur weil wir leben wollen, nein, auch weil die Arbeit uns Lebenselement und innerstes Bedürfnis ist. — Vielleicht wird auch dieser eindringliche Ruf ungehört verhallen. Dann bringt der erste deutsche Leistungswettkampf in Polen doch eine Frucht: Der Glaube wird gestärkt, der Stolz wird erhöht. Und für das schwerere Morgen ist ein neues Rüstzeug gegeben!

Eine innere Einheit mit dem Leistungswettkampf der jungen Arbeiter und Angestellten, der jungen Arbeitslosen, bildet eine zu gleicher Zeit in Kattowitz eröffnete Kunstausstellung. Es ist die erste volksdeutsche Kunstausstellung in Polen.

Wenn diese Leistungsschau des gesamten deutschen Kunstschaffens in Polen



Rudolf Kober: „Bieda-Schächte"

zum ersten Male in Kattowitz gezeigt wird, so wird damit der Tatsache Rechnung getragen, daß dieses Zentrum der Volksgruppe in Polnisch-Oberschlesien der Ausgangspunkt jener Bewegung ist, die die deutschen bildenden Künstler Polens nun erfolgreich vereint hat. Hier war bald nach dem Wechsel der Staatshoheit die „Kattowitzer Künstlergruppe" entstanden, die jahrelang fast hoffnungslos um das Interesse breiter Schichten der Volksgruppe an ihrer Arbeit rang. Obgleich die Zahl der Besucher im Anfang beschämend gering war, ließ die kleine Gruppe nicht ab von ihrem Bemühen: In jedem Jahr gab es zwei Ausstellungen, im Frühjahr und im späten Herbst, und war der „Publikumserfolg" im Anfang auch kläglich, — allmählich setzten diese heimischen Künstler sich doch durch! Jetzt gestaltet sich die Eröffnung einer Ausstellung der „Kattowitzer Künstlergruppe" bereits zu einer Veranstaltung, an der die Volksgruppe starken Anteil nimmt. Die kulturellen Vereinigungen führen ihre Mitglieder geschlossen in die Ausstellung, die endlich auch ein würdiges Heim in dem hellen Saal eines deutschen Verbandsheimes gefunden hat.

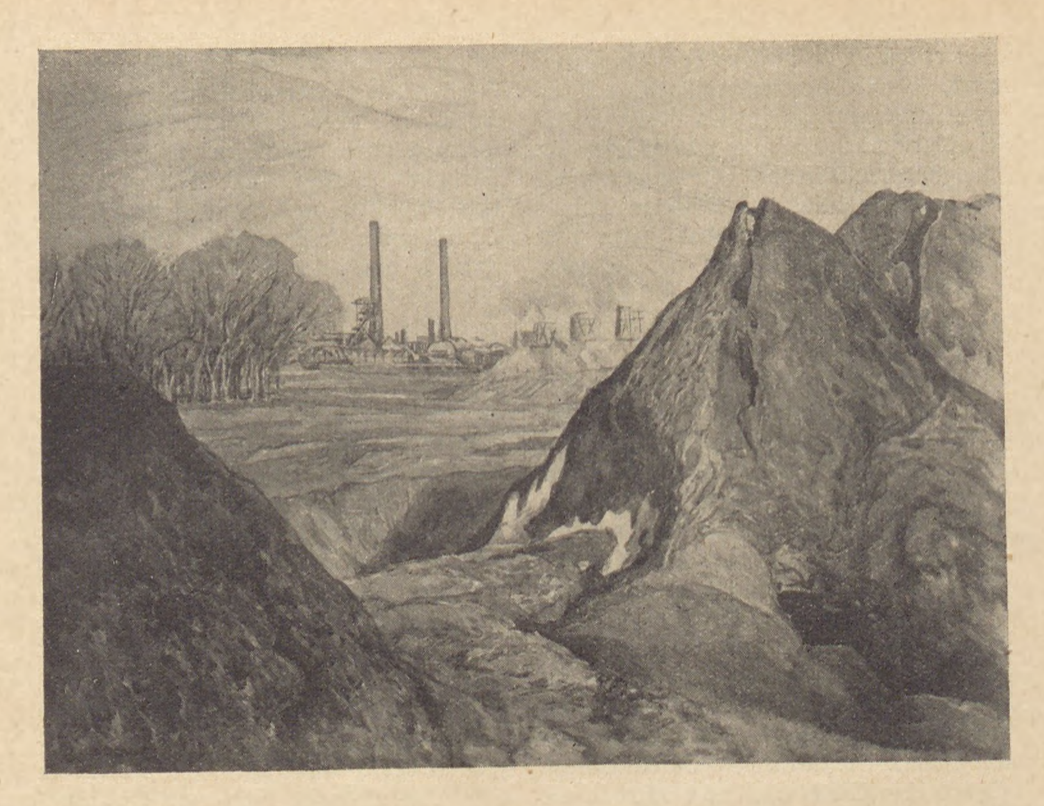
Die „Kattowitzer Künstlergruppe" hat in eifriger Werbearbeit für den Gedanken der Zusammenfassung aller Kräfte auch die Maler des Teschener Teiles Polnisch-Schlesiens für sich und ihre Bestrebungen zu gewinnen vermocht. So waren es bei den letzten Ausstellungen bereits etwa 15 Künstler, deren Werke im Kattowitzer Michaelshaus zu sehen waren. Im Anschluß an Kattowitz fanden dann regelmäßig Ausstellungen auch in Bielitz, dem Mittelpunkt der deutschen Sprachinsel im Beskidenlande, statt.

Das deutsche Kulturleben in Polnisch-Schlesien hat durch die bildenden Künstler und ihre sehr eindrucksvollen Gemeinschaftsveranstaltungen einen großen Gewinn erzielt. Vor allem ist wichtig, daß hier heimatverbundene Menschen aus der Liebe zur Heimat schaffen und damit starke Künder ihrer Schönheit werden.

Den oberschlesischen Malern bietet die Industrielandschaft unerschöpfliche Anregung zu künstlerischem Schaffen. Diese Landschaft mit ihren Halden und Bruchfeldern, mit dem Wall ihrer Schlote und Fördertürme, aber auch mit der herben Schönheit ihrer endlosen Felder und Wälder, wird von ihnen mit Liebe und Hingabe gestaltet. Das Nebeneinander von Industrie und Landwirtschaft gibt Oberschlesien seinen Reiz. An hundert Stellen grenzt das Ährenfeld an die Mauern der Gruben und Hüttenwerke. Neben den langen, roten Zeilen der Koloniehäuser, in denen die meisten der Arbeiter ihr Heim haben, liegen Bauerngehöfte in der eigenen Form und Anlage Oberschlesiens. Diese Gegend, die dem Fremden zuerst traurig und öde erscheint, deren Reiz sich ihm aber bald erschließt, wenn er länger im Industrierevier verweilt, — sie ist dem Menschen der hier geboren und aufgewachsen ist, die Heimat, an der er mit ganzem Herzen hängt. Und die Künstler, die in Polnisch-Oberschlesien wirken, sind Söhne des Landes, daß sie um so tiefer lieben, je schwerer ihr deutsches Dasein in der Heimat wird. So vermitteln ihre Ausstellungen nicht nur ein künstlerisches, sondern ebenso ein deutsches, völkisches Erlebnis. — Aber nicht nur die Landschaftsmalerei wird in diesem Kreise gepflegt, auch der Mensch Oberschlesiens kommt zu seinem Recht. So hat die Arbeit in den Notschächten, — deren gefahrvoller Betrieb durch deutsche Erwerbslose so charakteristisch für das Land und die Volksgruppe ist, — manch Bild von aufrüttelnder Wucht entstehen lassen.

Anders ist das „Milieu" der Maler des Teschener Schlesien. Sie schöpfen aus den Schönheiten des Beskidengebirges, aus der Idylle der deutschen Dörfer dieser geschichtsreichen Sprachinsel, sie gestalten die Verträumtheit alter Winkel und Bauten in den Städten des Lebensraumes dieser hundertfach bewährten Volksgruppe. Pinsel, Zeichenstift und Griffel zaubern die Typen der bäuerlichen Bevölkerung mit ihren alten Trachten hervor. Auch das Wirken der deutschen Maler Teschen-Schlesiens ist Volkstumsarbeit in bestem Sinne.

Und nun haben sich bei der diesjährigen Kattowitzer Ausstellung den deutschen bildenden Künstlern aus Schlesien die



Viktor Strauß: Blick zwischen Halden

Maler und Zeichner aus Posen-Pommerellen und Mittelpolen zugesellt. Auch das Land an Warthe und Netze, an der mittleren und unteren Weichsel, das Land der Karpathenvorberge Ostgaliziens und die Weiten Wolhyniens sind reich an charakteristischer Schönheit. Und alle diese Gegenden sind Heimat deutscher Menschen in Polen, deren Herz diesem Lande gehört.

Der Eindruck dieser Schau ist außerordentlich stark. Sie hat nicht nur im Deutschtum Polens starken Widerhall gefunden, auch reichsdeutsche Tageszeitungen und der Gleiwitzer Sender haben ihr viel Beachtung zukommen lassen. Die Eröffnungsfeier vereinigte so viele Menschen, daß der stattliche Saal gefüllt war wie selten. Der Vorsitzende des Deutschen Kulturbundes für Polnisch-Schlesien ging auf den besonderen Wert der diesjährigen Ausstellung der Kattowitzer Künstlergruppe als Gemeinschaftsausausstellung aller Maler, Graphiker und Plastiker der deutschen Volksgruppe ein. Die Beziehungen der Veranstaltung zum Leistungswettkampf der Jugend wurde stark unterstrichen.

Das wesentliche Merkmal der Ausstellung ist, daß sie ein Spiegelbild des deutschen Lebensraumes in Polen in einer echten, volkstümlichen Kunst, bietet. Beginnen wir bei den Wirten der Ausstellung, den Mitgliedern der Kattowitzer Künstlergruppe.

Rudolf Kober wirkt mitten im ostoberschlesischen Revier, in der grauen Arbeiterstadt Königshütte. Diese Umwelt beeindruckt ihn, ihre ragenden Hüttenwerke und Fördertürme im gleichen Maße wie die Kumpel mit ihren Frauen und Kindern. Seine Gestaltung ist kompakt in der Darstellung der Industrielandschaft, die er am meisten in der Stimmung des Sonnenunterganges liebt. Aber dieses Land trennt er in seiner Kunst nie von den Menschen, die er, die Vordergründe belebend, fein charakterisiert. Er bringt



Hellmuth Türk: Stilleben

so intimen Reiz in die Darstellung einer von des Menschen Hand großartig geformten Landschaft. Ein eindrucksvolles Motiv des Landes und der Zeit meistert er in seinen „Notschächten", diesen primitiven Zwerggruben des wilden Bergbaues, der so vielen deutschen arbeitslosen Kumpeln die letzte Möglichkeit einer kümmerlichen, aber durch schwere Gefahren erkauften Existenz bietet (vgl. die Kunstdruckbeilage).

Ein aus dem Teschener Schlesien stammender, jedoch seit Jahren im Industriegebiet um Kattowitz tätiger Künstler ist Viktor Strauß. Er ist ein überaus begabter Hochgebirgsmaler, der die Welt der polnischen Tatra in ihrer ganzen Großartigkeit immer wieder durchstreift. Eine prächtige Ausbeute dieser Wanderungen gelangt auch jetzt wieder zur Ausstellung. Aber auch als Maler der ihm zur zweiten Heimat gewordenen ober-

schlesischen Industrielandschaft beweist Viktor Strauß sich in glücklicher Weise. Ihn interessiert nicht so die großartige Szenerie der Schlote und Fördertürme als Ganzes, wie ihr Verschmolzensein mit dem durch die Industrie zerrissenen Boden, mit seinen Schutthalden und Bruchfeldern. Dem reifen Künstler eröffnen diese Motive die größten Möglichkeiten, und die deutsche Malerei in Polnisch-Oberschlesien erhält dadurch eine fesselnde Bereicherung.

In einer kleinen Industriestadt des Teschener Schlesien lebt als kaufmännischer Beamter einer der bedeutendsten Maler der Volksgruppe: Hans Konheisner. Dieses Skotschau bietet ihm eine Fülle von Anregungen, aus denen ganz hervorragende Werke entstehen. Seine Landschaften und Straßenbilder malt er am liebsten in der Stimmung langweiliger Regentage oder im fahlen Licht des Winters, das er meisterlich beherrscht. Auch als Porträtist ist Konheisner auf der Höhe. In dieser Ausstellung sehen wir das sehr gute Bild eines alten deutschen Bauern aus dem Heimatgau des Künstlers. Ein Stilleben „Phyllokaktus“ zeugt von erlesenem Geschmack. Mit einer Reihe von Holzschnitten zeigt Konheisner sich auch als äußerst begabter Graphiker.

Vinzenz Oczko, Erwin Homa und Walter Gebauer sind Maler der Beskiden, in deren Vorbergen alte deutsche Bauerndörfer liegen, wichtige Teile der Bielitz-Bialaer Sprachinsel. Die Landschaft, die Menschen und ihre Behausungen spiegeln sich, wie die Künstler sie sehen, in einer Reihe guter Bilder wieder. Der Bielitzer Hellmut Türk zeigt neben zwei Stilleben, die wie Arbeiten alter Niederländer aussehen, die sicheren und einprägsamen Zeichnungen ländlicher Frauentypen aus den deutschen Sprachinseldörfern. Nach Bielitzer Altstadtmotiven malte Grete Herzig-Wojnar, Hertha Strzygowski ist als Trachtenmalerin im Teschener Schlesien bestens bekannt. Nun sehen wir auch einmal ein Porträt von ihr, das lebensvolle Bildnis ihres Vaters.

In Mittelpolen mit seinen Hunderten deutscher Kolonistendörfer, einem alten außendeutschen Bauernland, findet der Lodzer Eugen Köppler, seine Anregungen. Er liebt die strahlende, stehende Sonne der Hochsommertage, an denen ihn die Arbeit der Bauern auf den Erntefeldern zum Schaffen lockt. Seine Bilder atmen den heißen Sonnenglast. Er malt mit breitem Strich, und doch hält er die Bewegungen der Menschen und Tiere mit sicherem Griff fest.

Auch Aenne Schulze-Koeper, eine Thorner Künstlerin, hat sich dem Zauber des sommerlichen Landes verschrieben. Ihr „Ochsengespann“, ein Werk, das von einer außerordentlichen Kompositionsgabe und einer bestechenden Technik in der Farbengebung zeugt, ist eines der besten Bilder dieser Ausstellung.

In Lodz und Bromberg wirkt Friedrich Kunitzer, der als Porträtist sicher noch starke Entwicklungsmöglichkeiten hat. Ihm verdanken wir das ausgezeichnete Bildnis eines im Deutschtum Posen-Pommerellens an führender Stelle wirkenden Schulmannes.

Ein guter Aquarellist ist Hans Busch, Posen. Er weiß in der Landschaft, in der er lebt, das Charakteristische zu erfassen und flott zu gestalten.

Der Kattowitzer Kurt Polent zeigt Landschaften in starker Stilisierung, Bilder, die außerordentlich fesseln.

Ganz ausgezeichnete Radierungen stellt der in Königshütte geborene und jetzt in Beuthen lebende Erich Zabel aus, ein Künstler, dem die technische Schönheit großer Industriewerke ein sehr reiches Schaffen eingibt.

Auch ein Holzbildhauer, der Oberschlesier Johann Seretta, zeigt zwei seiner Arbeiten. Er lebt auf dem Lande, unter kleinen Bauern und Bergarbeitern, in einer Umwelt, der er selbst entstammt und die sein Schaffen stark beeinflußt. Wir sahen von diesem Künstler im vorigen Jahre die wundervolle Büste eines oberschlesischen Bauern. Jetzt stellt Seretta u. a. die Plastik eines Säenden aus, die für seinen Stil charakteristisch ist. Anders, den Meistern der deutschen Gotik nachempfunden, ist ein Bildwerk des hl. Franziskus.

Einen Sondererfolg holt sich der Graphiker Willy Heier, der Zeichner des Verlages der „Kattowitzer Zeitung“, mit seiner witzigen und geistvollen Karikaturenfolge „Allerhand vom Rawa-



Johann Seretta: Sämann (Holzplastik)

strand", in der er Zustände und Typen der Stadt Kattowitz trefflich glossiert.

Wundervolle Porzellan- und Stoffmalereien der Kattowitzer Kunstgewerblerin Hanne Noglinski und Kurt Polent runden den Eindruck dieser interessanten und reich beschickten Ausstellung ab.

Eine Besprechung der ersten umfassenden deutschen Kunstausstellung in Polen wäre unvollkommen, wollte man nicht des Mannes Erwähnung tun, dessen Arbeit

die Möglichkeiten für diese große und für das kulturelle Leben der Volksgruppe bedeutsamen Veranstaltung erst geschaffen hat. Es ist Hans Neumann, ein junger oberschlesischer Maler, Mitbegründer der Kattowitzer Künstlergruppe und unermüdlicher Organisator der Ausstellungen dieser Gemeinschaft bis zum vorigen Jahre. Die zuerst nur drei deutsche Maler umfassende Kattowitzer Künstlergruppe hatte außerordentliche Schwierigkeiten, sich als kultureller Faktor durchzusetzen. Mangelnder Widerhall in der breiten Öffentlichkeit und die Dürftigkeit des damaligen Ausstellungsraumes ließen diese Bestrebungen zum Scheitern verurteilt erscheinen. Es war vor allem Hans Neumann, der den Gedanken nicht losließ. Er gewann die Maler des benachbarten Teschener Schlesien und stellte die Ausstellungen damit auf eine breitere Grundlage, wodurch diese Veranstaltungen auch in Bielitz-Biala ermöglicht wurden. Seine Initiative entsprangen die Vortragsabende der deutschen bildenden Künstler, die sich zu einer starken Werbung für die deutsche Malerei und Graphik in Polnisch-Schlesien gestalteten. Die Volksgruppe wurde an den Zielen der Gruppe interessiert, und nur so war es möglich, nun zum erstenmal in Kattowitz eine gesamtdeutsche Ausstellung zu eröffnen.

Hans Neumann, ein überaus begabter und feinsinniger Maler der oberschlesischen Industrielandschaft, konnte die Frucht seiner Arbeit nicht mehr in seiner Heimat reifen sehen. Er wurde im Herbst des vorigen Jahres als Reichsdeutscher aus Kattowitz ausgewiesen und lebt und schafft nun in der Reichshauptstadt.

zr.

Auslanddeutschtum

Aus vergangner Zeit,
Aus gelebtem Leid,
Aus Not und Darben,
Aus Ährengarben,
Aus Hunger und Sorgen
Wächst unseres Volkes
Ewiges Morgen.

Artur Utta



Polnische Reise

Zeichnungen und Tagebuchblätter

von Detlef Krannhals

4.

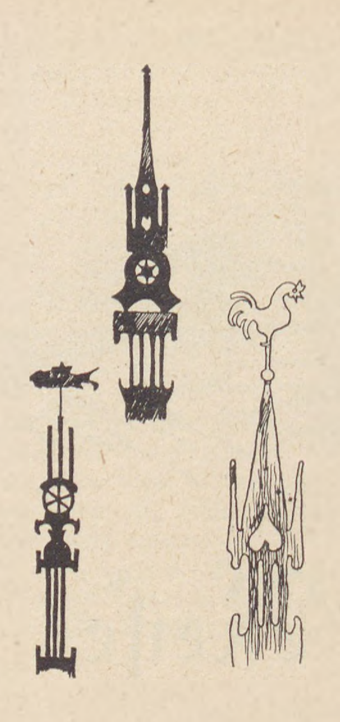
Weichseldeutsche

Es ist wirklich nicht mehr zu leugnen. Es regnet scheußliche Bindfäden. Das flache Grün strömt vor Feuchtigkeit, die runzeligen Weiden glänzen, als seien sie frisch lackiert. Es tropft aus ihren strubbligen Köpfen. Die Weichsel hat sich mit Schleiern verhangen und über das Wasser streicht eine Regenbö nach der anderen langsam herüber.

Dort auf dem anderen Ufer ist von den hohen Türmen der Plocker Kathedrale nur noch ein Schemen zu sehen. Die Füße glucksen in der aufgeweichten Erde des Weichseldeiches, der sich in langer sanfter Kurve unter Linden und Weiden verliert. Zur Rechten dehnen sich flache Wiesen, Gräben dazwischen, Zäune und buntes Vieh, das melancholisch und mißmutig wie die Menschen in den Regen starrt. Ich laufe nun schon bald eine Stunde hier bei Plock auf dem linken Weichselufer nach Osten zu und immer seltsamer wird mir der Gedanke, noch heute vormittag durch eine polnische Stadt gegangen zu sein; denn mit jedem Schritt wird die Erinnerung stärker an das heimische deutsche Weichselland dort oben an der Mündung.

Es ist mit einem Male so sauber, so glatt und ordentlich heimisch hier mitten im fremden Lande geworden. Mit schnurgraden Gräben reihen sich genau wie in den Weichselwerdern bei Danzig weidenumstandene Wiesen aneinander. Dann kommen schöne und geflochtene Zäune. Sorgfältig gehegte Obstgärten sind eben abgeerntet und goldig, rot, knallgelb und grün liegen die Äpfel in großen Haufen als Farbhügel in den Gärten.

Schon der Blick von einem Deich in geordnetes Land gibt ein heimatliches Gefühl und wenn man noch keinen Hof gesehen und noch mit keinem Bauern gesprochen hat, weiß man: das ist von Deutschen geschaffenes, geschütztes und bewohntes Land.



Das Wetter hat ein Einsehen. Es trommelt nicht mehr von oben her auf den triefenden Hutrand. Die graublaue Fläche der Weichsel lernt allmählich wieder das Spiegeln. Nur wenn die Bäume sich die Tropfen aus den Zweigen schütteln, prasselt und rauscht es noch herunter. Die Wolken hängen tief, aber sie schlagen uns hier unten nicht mehr ihre feuchten Schleppen um die Ohren.

Da, die ersten Häuser, das ist wirklich, als stünde man unter den alten Mennonitenhöfen an der Weichselmündung. Sauber und gerade stehen die Langhöfe — Wohnhaus, Stall und Scheune oft unter einem Dach, auf ihren Wurten unter den glatten Triebdächern. Von den Giebeln ragen die vielförmigen geschnitzten Giebelbretter.

Jedes hat ein anderes Muster, das als schlankes Hauszeichen auf den spitzen Giebel genagelt ist. Und darauf drehen sich im aufkommenden feuchten Wind die Wetterfahnen. Auf diesem Giebel ist es ein Fisch, auf der anderen Hausseite ein Hahn. Jener Hof dort drüben hat zwei Pferde auf den Giebelbrettern und hinter den Obstbäumen sieht ein blecherner Schwan herüber.

Ein Gattertor mit geschnitzten Pfostenköpfen führt an einem kleinen Darrhäuschen vorbei in den gepflegten Obstgarten. Bin ich nun in Polen wenige Kilometer von Plock oder auf einer Baumschule in Mitteldeutschland? Geometrisch genau ausgerichtet sind die Äpfel und Pflaumen in ihre Reihen gepflanzt, alle mit kleinen Zäunen umgeben. Da kommt mir auch der Bauer entgegen. Es sind so einige nicht ganz einfach zu bestimmende Eigenheiten an Kleidung und Haltung, die ihn schon von weitem als einen Deutschen erkennen lassen. Der Rippensamt der Jacke, die Mütze, die Stiefel — es ist wirklich so, als begegnete man einem der Niederungsbauern bei Marienburg.

Es dauert nach dem Woher-Wohin eine geraume Zeit, ehe er den Mund auftut. Wir sind aus seinem Garten ein paar Schritte hinausgegangen und steigen auf den Deich. „Ja", sagt er langsam, „ein schweres Leben, ein verfluchtes Arbeiten macht dieser Fluß. Aber früher, als hier noch ein paar Katholische wohnten" — er meint die Polen — „da war hier überhaupt nicht zu leben. Immer überschwemmt, immer Wasser auf dem Acker, Sand auf den Wiesen und der Schlamm kam unten in die Häuser. Im Frühjahr, die Schollen — die nahmen die Bäume mit und rissen die Häuser und Ställe ein. Ersoffenes Vieh und Not. Bald verhungert sind die Katholischen und dann sind sie weggezogen."

Dabei bohrt er seinen Stock in die weiche Deicherde und sieht eine Weile auf die Weichsel hinaus, auf der sich langsam ein Kahn unter einem gelbweißen Segel stromauf kämpft.

„Erst die Evangelischen haben den Deich hier gebaut. Mit den bloßen Händen haben sie angefangen, mit Körben haben sie die Erde an den Fluß getragen und dann mit Wagen und Pferden, ja und dann wurde es ja besser".

Ich frage ihn, wann denn das gewesen sei, als die Deutschen oder wie er in der Ausdrucksweise der Weichseldeutschen sagt, die Evangelischen, hierherkamen. Übrigens war es auch eine seiner ersten Fragen an mich gewesen, ob ich denn ein „Evangelischer" sei.

„Wann? Ih, wer weiß das wohl, viele, viele Jahre. Mein Großvater wußte es auch nicht."

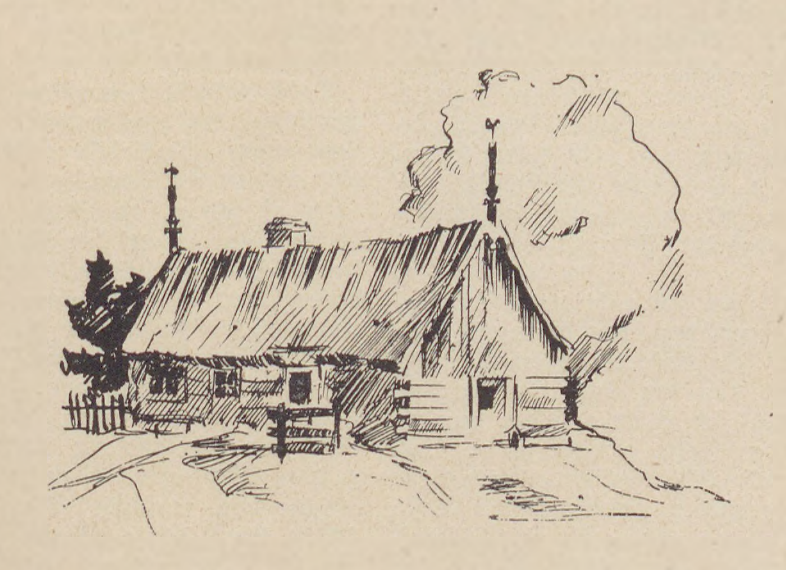
Viele, viele Jahre, ja wirklich, mehr als dreihundert ist es her, als sich diese Niederunger, die Weichseldeutschen aus den Landschaften an der Unterweichsel aufmachten, um stromaufwärts sich mit ihrer klobigen Hände Arbeit einen Boden, eine Heimaterde zu ertrotzen. In einem Kampf gegen einen hinterlistigen, trügerischen Strom, ein Heimatrecht auf einem wirklich der Wildnis entrissenen Boden schaffend, wie alle jene Gruppen und Splitter deutschen Volkstums in Polen, deren Arbeit aus dem Nichts des Unterholzgestrüpps, aus dem schwankenden und überfluteten Boden der Moore, den Blänken und Schlammflächen am ungebändigten Strom einen Volksboden schufen, der erst gegen die Natur behauptet sein wollte, um wirklich zu sein. Das ist hier eine der wenigen Niederungslandschaften an der mittleren Weichsel, an der eine Kultur am Fluße entstand, von deutscher Arbeit geschaffen und bewahrt.

Immer wieder geht der Blick vom Deich in das satte Grün dieser Ebene, läuft an den Gräben entlang, springt über die Wuschelköpfe der dicken alten Weiden und verliert sich schließlich über die baumbestandenen Inseln der Höfe hinweg in dem blauen Streifen des Höhenrandes, hinter dem die Sonne rot verschleiert sinken will.

Als ich in der Dunkelheit auf einem klappernden kleinen Dampfer nach Plock zurückfuhr, gingen mir lange die harten und kantigen Worte dieses Weichseldeutschen durch den Kopf, wie sie mit den Händen und mit Körben den Damm gegen das wilde Wasser begonnen hatten, zäh und verbissen. Aber auch die anderen Worte, die er sprach von dem neuen Damm der jetzt aufgerichtet werden muß, um das deutsche Volkstum und die Art zu bewahren in den Schulen, auf den Höfen, in den Kirchen. Wo man ihnen die Lehrer und Pfarrer nehmen will und die deutschen Schulhäuser.

Blauschwarz rauscht das Wasser am Dampfer vorbei, gelb flackert die Spiegelung seiner Lichter weit über den Strom und in dunklen Klumpen ziehen die Baumkronen hinter dem Deich vorbei, grüßen die Schattenrisse der deutschen Giebel und Höfe, die hier stumm und ohne Aufhebens mitten im fremden Land so fest und selbstverständlich stehen, wie seit hunderten von Jahren.

Wird fortgesetzt.



Die Mutter

Roman von Ottfried Graf Finckenstein

3. Fortsetzung

Die dunkelroten Nelken in Malchens Zimmer verblühen nutzlos, aber der Rechtsanwalt Knebel hat noch nichts von sich hören lassen.

Dorothea kann ihn gewiß entbehren, sein Besuch wäre ihr wohl nicht einmal angenehm. Welche Gedanken sollten sie zwei auch austauschen? Etwa die Erinnerung an jene Tage harmlosen Spiels, geboren aus einem Überschuß an Glück und Jugendkraft? Damals, als der Hafer das Rassepferd ein wenig stach, — wie der alte Oberst sich ausdrücken würde — bis Kurt die Zügel fester anzog?

Ach nein, jene Zeit ist begraben, sie gehört gleichsam einem andern Leben an, das niemals ohne Kurt wiedererstehen wird. Und es ist gar nicht zu fassen, daß er durch sein Testament Knebel wieder aus jener Versenkung auferweckte, die inzwischen längst durch innere Entwicklung und äußeres Geschehen zugedeckt war, wie ein vergessener Brunnen einfällt. Nur so war es möglich, daß Knebel wieder in Dorotheas Gesichtsfeld trat, aus der fast unheimlichen Erscheinung heraus, daß der Tote den Lebenden beschwor.

Knebel hat sich nicht verändert, das hat er inzwischen schon bewiesen. Nicht nur, daß sein Äußeres sich kaum gewandelt hat, von den Schläfen abgesehen, an denen sich silberne Fäden in das Blond der Haare gemischt haben. Auch seine zielstrebige Beharrlichkeit ist die gleiche geblieben, zusammen mit dieser eigentümlichen Liebe für das Unauffällige seines Handelns, das an die Tätigkeit eines Fischers erinnert, der im Dunkeln seine Netze auswirft.

Vielleicht hat Dorothea gerade deshalb seine Nelken verbannt, diesen stummen Gruß. Sie weiß wohl, daß diese Handlung, die mehr ein Gleichnis war, sie nicht vor einer Aussprache schützen wird. Und nur darum wäre es besser, Knebel käme heute statt morgen, um sie aus dieser bangen Stimmung des Wartens zu befreien, gegen die ein Mensch wehrlos ist . . .

Aber der Rechtsanwalt ist verreist.

So heißt es wenigstens auf dem Büro, als Frau Siebert dort anruft. Diese kleine Frau ist durch das Erlebnis mit den Nelken in Dorotheas Wohnung ganz aus dem inneren Gleichgewicht gekommen. Sie fühlt sich doppelt betrogen, von der scheinheiligen Freundlichkeit der Arztfrau und von Knebel, der sich vor ihr verleugnen läßt. Wenigstens nimmt sie beides mit Sicherheit an.

Dabei weiß sie keinen Weg, um ihrer Empörung Luft zu machen, sie findet nicht einmal die kleinste Handhabe für eine wohltuende Rache.

Es ist schwer, die Rolle einer modernen Frau unter den Augen dieser kleinen Stadt zu spielen, deren Bewunderung leicht in Verdammung umschlägt, ohne daß die Grenze für ihre Entscheidung sichtbar wäre; doppelt schwer für eine Natur, die nicht von einem festen Charakter gesteuert wird, sondern dazu neigt, die Einflüsse der Außenwelt in gerader Wechselwirkung zu erwidern.

Hört doch nur, wie böse die hohen Absätze ihrer Schuhe auf den Steinplatten des Bürgersteiges klappern, als wollten sie die ganze Stadt gegen das Unrecht aufrufen, das ihr geschehen ist!

Frau Siebert hat keinen Blick für die Sonne, die nach drei Tagen Regen endlich die Regenwand durchbrochen und sich sogleich an die Arbeit gemacht hat, die Straße aufzutrocknen. Ohne auch nur ihr eigenes Spiegelbild in den Schaufenstern zu beachten, wandert sie weiter, immer weiter.

Jetzt hat sie schon die ganze lange Hauptstraße hinter sich liegen lassen, ohne es zu bemerken. Die Häuserreihen weiten sich zu grünenden Gärten, über die ein frischer Windhauch streift. Nun kommen nur noch die großen Lagerhäuser der Firma Enoch & Co., dann schließt der Friedhof endgültig das Gebiet der kleinen Stadt ab.

Aus einer Villa zur linken Hand tritt Frau Enoch, die Frau des Getreidehändlers. Es gibt keinen Grund für eine besonders herzliche Freundschaft zwischen den beiden Frauen, denn Frau Enoch allein ist reich und ehrgeizig genug, um mit Frau Sieberts gesellschaftlicher Stellung in der kleinen Stadt in Wettstreit zu treten. Um so höflicher sind die beiden zueinander, wenn sie sich gelegentlich begegnen.

„Nein, das nenne ich eine Überraschung", sagt Frau Enoch, „Sie hier ganz allein zu treffen, und obendrein zu Fuß!"

Man ist bei Frau Enoch nie ganz sicher, ob sie nicht mehr weiß, als sie sagt, oder ob sie sich nur so ausdrückt, daß hinter jedem ihrer Worte eine versteckte Andeutung zu liegen scheint.

Frau Siebert versteckt sich hinter dem schönen Wetter. Es habe sie gelockt, sich einmal auszulüften.

„Ach ja, auslüften, das tut gut. Ich war ja erst kürzlich in Berlin, habe ich Ihnen schon davon erzählt? Ich sage Ihnen, einfach unerhört!"

„Mein Mann will auch demnächst einmal hinüberfahren, ich denke etwa in einer Woche."

„So? Sie fahren natürlich mit?"

„Ja, was dachten Sie denn?"

„Ich sagte ja: natürlich. Aber wissen Sie, heutzutage in Berlin ist es eigentlich lustiger ohne Mann, natürlich nur, wenn man wie ich Verwandte und Bekannte dort hat."

„Das ist immerhin Ansichtssache", meint Frau Siebert, die noch vor einer Minute von ihrer bevorstehenden Reise nichts gewußt hat, „ich fühle mich am wohlsten an der Seite meines Mannes."

„Da sieht man wieder einmal, was für eine gute Frau Sie sind, nicht wahr?" und Frau Enoch lächelt Frau Siebert zu.

Die denkt, es sei am besten, auf solche zweideutigen Lobsprüche nicht zu antworten.

Aber nun fängt Frau Enoch mit einem Gespräch an, das sie doch wieder aus ihrer Zurückhaltung lockt.

„Wissen Sie schon, daß Frau Palzow wieder zurückgekommen ist? Ich muß sagen, ich verstehe die Frau nicht! Wer es so haben kann wie sie!"

„Vielleicht ist es nicht ihr freier Entschluß?"

„So, wissen Sie etwas Genaues?"

„Nein, eigentlich nicht, ich meine nur so."

„Schade, das würde vieles erklären. Denn was sollte sie sonst herziehen?"

„Ich habe keine Ahnung!"

„Ja, aber denken Sie, was für Schwierigkeiten sie haben wird, bei der heutigen Wohnungsnot die große Wohnung zu behalten?"

„Aber das Haus gehört ihr doch."

„Das hat nichts zu sagen. Wenn das Wohnungsamt erst dahinterkommt! Sie ahnen ja nicht, was wir zu kämpfen gehabt haben! Mein Mann wußte sich natürlich zu helfen . . . Sie verstehen schon . . ."

Frau Siebert bleibt schon wieder die Antwort schuldig. Aber diesmal ist es, weil Frau Enoch sie auf einen guten Einfall gebracht hat, der sie voll beschäftigt, bis sie die alte Adler-Apotheke wieder erreicht hat.

Es ist nur gut, daß es mittlerweile Mittag geworden ist, denn Frau Siebert hätte ihren Plan nur schwer länger zurückhalten können. Aber so ergibt sich bei dem Essen ohne weiteres die Möglichkeit, das Gespräch in die von ihr gewünschte Richtung zu lenken.

„Ist es eigentlich wirklich so schlimm mit der Wohnungsnot?" fragt Frau Siebert, kaum daß ihr Mann die Suppe zu sich genommen hat.

Er ist erstaunt über die Frage, nimmt aber gern die Gelegenheit, ausführlich und belehrend über ein Gebiet zu sprechen, auf dem er zweifellos der Überlegene ist.

„Ja, vor allem seit der Strom der Optanten aus Polen eingesetzt hat. Du verstehst, wir müssen diesen Menschen ein Unterkommen schaffen. Es ist nicht nur nationale Pflicht, sondern wird auf die Dauer auch der Stadt wieder zugutekommen. Die Frage ist eben nur, wie wir die armen Menschen unterbringen."

„Kann man nicht große Wohnungen, in denen nur wenige Menschen wohnen, beschlagnahmen und zerteilen?"

Nein, dafür ist Herr Siebert nicht. Er gehört zu den wenigen Stützen der Rechtspartei in der Stadt und es ist seine Aufgabe, derartige Eingriffe in das Privateigentum zu verhindern, anstatt sie zu unterstützen.

„Aber wenn es doch notwendig ist!"

„Das verstehst du nicht, Molly. Wenn wir in einem Fall nachgeben, dann ist bald kein Halten mehr."

„Ihr tut es doch um einer guten Sache willen . . ."

„Auch eine gute Sache darf nicht mit schlechten Mitteln unterstützt werden."

„Aber sieh doch einmal, warum braucht denn eine Witwe ein ganzes Haus, wenn andere Leute nicht einmal eine Wohnung haben?"

„Wen meinst du?"

„Zum Beispiel Frau Palzow."

„Aber Molly, du wirst doch nicht dieser armen Frau noch ihre Wohnung nehmen wollen?"

„Sie könnte mit dem unteren Stock gut auskommen. Du sagtest übrigens neulich selbst, du wärest mit dem Verkauf hereingelegt worden."

„Das hat doch gar nichts miteinander zu tun?"

„Doch, es wäre dann nur eine ausgleichende Gerechtigkeit . . ."

„Nein, Molly, dafür gebe ich meine Hand nicht her. Da kennst du deinen Mann schlecht. Ein Geschäft ist wie ein Bad. Wenn man herausgestiegen ist, und sich abgetrocknet hat, ist die Sache erledigt. Man kann dann nicht noch einmal in das schmutzige Wasser wollen."

„Aber . . ." versucht Frau Siebert noch einmal.

„Genug, ich will nichts mehr davon wissen!"

Damit ist das Gespräch erledigt. Aber im stillen hat Frau Siebert noch nicht auf ihren Plan verzichtet. Zu tief fühlt sie sich durch Dorothea getäuscht, um sie nicht zu strafen.

Frau Siebert hat sich geirrt, denn Knebel ist tatsächlich verreist.

Es kommt so leicht, daß eine Frau sich irrt, wenn die gekränkte Eitelkeit sie blendet, daß sie alles wie in einem Spiegel sieht, aus dessen Hintergrund ihr eigenes entstelltes Gesicht ihr entgegengrinst. Und Frau Siebert ist ja keine kühle Rechnerin, die auf ihren Vorteil bedacht ist und die Erscheinungen in den richtigen Größenverhältnissen ordnet, damit sie ihr nach Vermögen nützen. Sie versteht es auch nicht, mit der Waffe der vergifteten Pfeile umzugehen, und es kann ihr leicht geschehen, daß sie sich selbst damit ritzt, wenn sie es versucht.

Sie hat sich also getäuscht, wie schon oft in ihrem kleinen Leben, und Knebel ist inzwischen in Berlin. Ein Mann mit seinen Plänen und Absichten muß in dieser Zeit der sich überstürzenden Ereignisse gelegentlich die Mitte des Strudels aufsuchen, dessen äußerster Rand auch die kleine Stadt in Verwirrung bringt.

Er ist ja ein Mann, er hat die Verantwortung für andere zu tragen, die sich ihm anvertraut haben, und weiß doch nicht, wo noch ein Halt zu finden ist. Ach, er ist nicht der einzige, überall im Lande verstreut suchen die gesunden Kräfte nach einem Hebel, mit dem sie sich gegen den Verfall stemmen können.

Aber immer wieder werden sie enttäuscht. Es scheint als spüre gerade der Kopf nichts von den Fieberschauern, die den Körper zerrütten. Im Gegenteil, es sieht fast so aus, als ob man in Berlin zufrieden sei mit dieser Entwicklung. Die Männer gehen mit riesigen Hüten und flachen Schuhen, die Spitzen wie ein Boot haben, selbstsicher über die Straßen, auf denen sich ihnen das Leben in seiner nacktesten Form anbietet. So ist es oben. Und unten, im Strudel des Kampfes um das tägliche Stückchen Brot, da hat man nicht Zeit zu planen, hat man keine



Erwin Homa: Vorfrühling

Kraft mehr zu hoffen, keinen Willen mehr zu ändern. Und jeder Schrei aus dieser Tiefe gilt nur dem Augenblick.

Damals entstand das böse Wort von dem Wasserkopf Berlin. Es wurde in der Provinz geboren, die verzweifelt nach einer Führung suchte und nichts weiter fand als ein wildes Treiben, das von irgendwoher aus der unsichtbaren Ferne gesteuert, einen unverständlichen und selbstmörderischen Zweck zu verfolgen schien.

Knebel sieht wohl etwas tiefer. Er spürt die unerschöpfliche Lebenskraft dieser jungen Stadt, diesen kalten Hauch des Werde oder Vergehe, er weiß den Wert der Arbeit zu schätzen, die von dem einzelnen geleistet wird, ohne daß ein Nutzen für die Allgemeinheit spürbar wäre.

Aber es ist wohl nicht anders, jener Weg, der als Flucht aus den übermäßigen Leiden des Krieges ohne weiteres Ziel als den Ausgleich für überstandene Qualen begann, dieser wahrhaft verlassene Weg in die Wüste der Ideenlosigkeit, muß erst zu Ende gegangen werden, nicht anders als die Währung, das Sinnbild des Hoheitsrechtes eines Staates, zunächst weiter ins Unnennbare versinken wird.

Dies spürt Knebel, es schlägt ihm entgegen mit dem Brodem der über der gehetzten Stadt liegt. Aber auch er sieht keinen Ausweg. Er trachtet nur, von den Zuckungen der Großstadt abzulesen, was einige Zeit später auch die kleine Stadt bewegen wird. Er hofft, mit diesem Wissen den anderen einige Meter vorauszubleiben bei dem Rennen hinter den Sachwerten, um möglichst als erster das Ziel einer besseren Zukunft zu erreichen.

So ist es. Auch die gesunden Kräfte, die aus der mäßig bewegten Ferne kommen, wo das freie, ruhige Denken noch nicht von dem Zwang immerwährenden Handelns unterdrückt ist, auch sie werden sogleich in den Strudel gezogen, den sie betrachten wollten. Und wenig später treiben sie als Wellen selbst jene Bewegung weiter, die sie aufhalten wollten. Sie haben sich den toten Dingen unterworfen und werden von ihnen getrieben, ohne es zu bemerken.

Außerdem hat Knebel zur Zeit Gedanken im Kopf, die nicht eigentlich zu einem Mann seiner Gattung gehören, und die er doch nicht recht bekämpfen kann, geschweige denn sich von ihnen befreien.

In diesen Gedanken versunken geht er die Prachtstraße mit den alten Bäumen entlang. Ach, es ist eigentlich keine Prachtstraße mehr, alle zehn Schritt sitzt ein Bettler und schreit seine Armut in den hellen Tag, verdächtige Gestalten mit langen Bärten reden den Fremden in hartem Deutsch an: „Alte Anzüge, mein Herr, zahle höchste Preise!“, andere bieten die unwahrscheinlichsten Gegenstände an. Die Paradestraße der Stadt der preußischen Disziplin ist zu einer Art orientalischen Basars geworden.

Doch auch daran gewöhnen sich die Sinne nach kürzerer Zeit. Man lernt, darüber hinwegzusehen. Und die Schaufenster sind dieselben geblieben mit ihrer Lockung nach allen Gegenständen, die entbehrlich sind, aber dem Leben jenen Glanz verleihen, dem man nur schwer widerstehen kann.

Eigentlich sind diese Schaufenster für Frauen bestimmt oder für die Fremden, die, modernen Raubrittern gleich, das arme Land ausplündern mit der unwiderstehlichen Gewalt ihrer Währung. Ein richtiger Mann könnte höchstens an dem großen Stahlrad Gefallen finden, das sich geräuschlos auf herrlich blanken Kugeln dreht, oder an jener sparsamen Auslage, in der ein Stückchen edlen Tuchs neben einer einzigen Kravatte liegt.

Was hat also Knebel vor diesem Wiener Laden mit seinen liebenswürdigen Schmuckgegenständen verloren? Das Armband mit den meerfarbenen Steinen würde vielleicht zu einer Frau mit blondem Haar und braunen Augen passen, aber doch nicht zu ihm! Und gar erst nebenan diese zarten Spitzengewebe? Nein, lieber Knebel, gehe weiter, du mußt noch zu dem Bankhaus in der nüchternen Straße ohne Läden. Dorthin gehören deine Gedanken . . .

Das Bankhaus Louis Rath & Co. liegt in einer Straße, deren Häuser einheitlich aus der Gründerzeit stammen. Sie tragen deutlich den nicht gemeister-

ten Wunsch nach äußerlicher Pracht und die verworrene Verschwendungssucht jener Zeit zur Schau in Säulen, die nichts zu tragen haben, in Figuren, die nichts darstellen, und in Farben, die nicht erfreuen. Einen müßigen Beschauer kann die Angst packen, daß die beladenen Wände sich plötzlich unter der Last ihrer Ornamente neigen und ihn unter sich begraben.

Allerdings gibt es in dieser Straße keine müßigen Menschen, von einigen geputzten Frauen abgesehen, die wieder allzu deutlich ihre scheinbare Muße zur Schau tragen. Die übrigen eilen zwischen Schritt und Trab dahin, ohne rechts und links zu sehen, und wer stehen bleibt, gerät sofort in Gefahr, von dem Strom überrannt zu werden.

Knebel ist froh, als die kühle, kellerartige Luft des Fahrstuhlschachts ihn aufgenommen hat. Unter seinen Füßen versinkt der Menschenschwarm in dem Kassenraum der Bank, — er selbst fliegt geradewegs in das Allerheiligste dieses Hauses, das äußerlich durch weiche Läufer und ein kleines Schild „Geschäftsinhaber" gekennzeichnet ist.

Herr Rath ist auch nach wenigen Minuten zur Stelle. Es ist ein kleiner Mann mit dünnem Haar und hastigen Bewegungen. Ihm fehlt die satte Ruhe des geborenen Bankmannes. Er gehört mehr zu jener Sorte Männer, die aus dem Geschäft eine Wissenschaft zu machen sich bemühen und deshalb meist geehrt, aber weniger erfolgreich sind als die Tagesspieler. Immerhin läßt sich gut mit ihm reden.

„Ja, mein lieber Herr Knebel, so wie Sie muß man aussehen: braun, gesund und vergnügt, als ob Sie gerade aus dem Bad kommen. Wir armen Arbeitstiere der Großstadt haben dazu keine Zeit ..."

„Es ist immerhin nett, daß Sie wenigstens Zeit für mich haben!"

„Aber selbstverständlich, immer! Rauchen Sie? Mir hat es der Arzt verboten, ach, was hat er mir nicht verboten . . . übrigens, wann waren Sie eigentlich zum letzten Mal hier?"

„Vor einem guten halben Jahr . . ."

„Dann haben Sie ja noch gar nicht meinen Umbau gesehen! Da werden Sie staunen! Kommen Sie gleich einmal mit!"

Wie behende der kleine Herr Rath ist! Seine Beine haben sich wohl an die Sprunghaftigkeit seiner Gedanken gewöhnt. Und ehe Knebel es sich versieht, sind sie schon einen Stock tiefer, vor einem Raum mit dick gepolsterten Türen.

Herr Rath öffnet sie mit einem hastigen Ruck.

Sogleich brandet ein Meer von Stimmen um die beiden Männer. Es schwillt zum Donner an, verebbt wieder, um eine einzelne krähende Stimme freizugeben, wird durch Klingelzeichen unterbrochen, neue Stimmen treten hinzu, die Brandung rauscht aufs neue.

Knebel sieht sich erstaunt um. Vor ihm steht ein langer Tisch, der die Längsseite des ganzen Raumes ausfüllt. Zu beiden Seiten sitzen Männer, nein Jünglinge, die in einer Hand den Fernsprecher halten und mit der andern an großen Papprollen drehen, die auf kleinen Füssen vor ihnen aufgebaut sind. Ab und an wirft einer den Telefonhörer auf die Gabel und schreibt, eilig einige Zeichen in ein Notizbuch. Aber schon schwirrt die Glocke wieder. Gleichzeitig zuckt ein Lichtschein durch den Raum. Knebel sucht die Quelle zu ergründen. Richtig, an der rechten Wand des Raums ist eine große Scheibe aus Milchglas angebracht und auf ihr ist eben in rotem Licht das Wort „London" erschienen.

Der junge Mann mit dem dünnen blonden Haar gerade gegenüber der Tür beginnt sogleich, englisch zu reden. Er kann sich augenscheinlich nur schlecht verständigen und brüllt immer lauter. Jetzt hält er sich das freie Ohr zu. Es nutzt ihm nichts. Kurz entschlossen kriecht er mit seinem Hörer unter den Tisch, wo wahrscheinlich der Krach durch die Platte etwas gedämpft wird. Nach einiger Zeit erscheint er schweißgebadet wieder an der Oberfläche. Erschöpft lehnt er sich zurück. Aber schon wieder schwirrt die Klingel, ein neues Licht flammt auf, „Amsterdam", und gehorsam greift die Hand zum Fernsprecher.

Dabei ist es für den Uneingeweihten unmöglich, zu verstehen, was diese Menschen tun. Man sieht ihre hastigen Bewegungen, hört unverständliche Worte, Zahlen, abgerissene Bemerkungen, unter-

brochen durch Zornausbrüche gegen das Amt, Lachen, Klingeln, Schreien.

„Was sagen sie nun?" meint Herr Rath stolz, als die gepolsterte Tür den Eintritt in diese Hölle wieder verschluckt hat.

Knebel weiß wirklich nicht, was er sagen soll.

„Das ist der Devisenhandel. Ich habe hier die neueste Anlage von ganz Berlin, meine Händler sind fast ausschließlich Wiener Spezialisten, die schon die Erfahrung einer Inflation mitgebracht haben. Die meisten sind unter zwanzig. Später versagen leicht die Nerven . . ."

„Das glaube ich," meint Knebel.

„Ja, aber das ist heute die Seele meines Geschäfts. Hier wird verdient, und nicht zu knapp!"

Knebel schweigt. Er versucht den Eindruck der letzten Minuten zu vergessen. Aber er kann ihn nicht so leicht unterdrücken, wie man einen Alpdruck nicht los wird, gegen den der Willen sich bäumt.

Hier also, in diesem Saal der Tobsucht, von diesen Knaben, werden die Geschäfte gemacht, die später ihren Niederschlag in dem Kurs des Dollars finden, nach dem sich die Preise des ganzen Reichs richten. Hier wird entschieden, ob Millionen von Rentnern morgen noch Brot kaufen können oder nicht, ob ein Arbeiter eine Woche umsonst gearbeitet hat, ob Dorothea ihre Kinder kleiden kann.

Aber nein! Diese jungen Leute sind ja nur die Handlanger, sie selbst richten sich ja nur nach den geheimen Weisungen, die ihnen andere über den Fernsprechdraht zuflüstern. Und sie leisten etwas, diese Jünglinge, das muß man sagen, überhaupt, hier geschieht etwas, während man draußen in der kleinen Stadt das Schicksal über sich ergehen läßt. Besser Hammer als Amboß!

Auch Knebel ist ein Kind seiner Zeit. Die Überlegenheit, mit der die Jünglinge aus dem gestrandeten Staatsschiff Schätze zu bergen verstehen, beeindruckt ihn und verschleiert das Bild des Wracks.

Herr Rath ist sehr zufrieden über die Benommenheit seines Besuchers. Er lächelt sogar, ein dünnes, aber deutliches Lächeln, und es gibt nicht viele Menschen, die Herrn Rath lächeln gesehen haben.

„Also, mein Lieber, was kann ich für Sie tun?"

„Im Augenblick wenig. Ich wollte gern einmal mit Ihnen die allgemeine Lage durchsprechen und Ihren Rat hören . . ."

„Sehr gern, sehr gern, Sie wissen ja, wir Bankiers sind immer die Beichtväter unserer Kunden. Nur hören sie meistens nicht auf uns . . ."

Knebel lenkt ab. Man muß Herrn Rath immer an der Leine halten, sonst kommt er vom Hundertsten ins Tausendste. Doch wenn man ihn führt, ist es immerhin lohnend, die Gedanken dieses beweglichen Kopfes kennenzulernen.

Diesmal allerdings weiß Herr Rath auch nichts zu sagen. Gewiß, die Mark wird weiter fallen, es gibt wohl kein Halten mehr. Der Bankier will gleich weiter ausholen und seine Währungstheorie ausbreiten.

„Nein, mein lieber Herr Rath, ein andermal. Sagen Sie mir bitte genau, was soll ein Mann in meiner Lage dabei tun? Ich habe Mündelgelder zu verwalten. Soll ich zusehen, wie sie einfach verloren gehen?"

„Sie können ja gar nichts daran ändern. Das ist die Sache des Staates, für die Leute zu sorgen, die ihm vertraut haben . . ."

„Und wenn er es nun nicht tut?"

„Dann tragen Sie nicht die Schuld daran!"

Knebel läßt dies Thema fallen. Er hat es hundertmal durchdacht und weiß, daß er da nichts ändern kann, solange die Gesetze ihm nicht freie Hand geben. Außerdem hat er noch eine andere Frage an Herrn Rath, und dessen Zeit ist knapp.

Der Bankier sieht mit Erstaunen, wie sein Besucher unsicher wird.

„Was haben Sie noch auf dem Herzen?" fragt er freundlich.

Knebel setzt an, doch bald verwirrt er sich in dem Faden seines Satzes. Es ist auch nicht so leicht, auszudrücken, was er fragen will. Schließlich begreift Herr Rath soviel, daß es sich um eine fortlaufende Unterstützung handelt, die der Rechtsanwalt einem Dritten gewähren möchte, ohne daß dieser es bemerkt.

„Reden wir doch offen," meint Herr Rath, „es handelt sich um eine Frau."

Knebel bejaht es zögernd.

„Ich werde Ihnen etwas sagen: Frauen sind heutzutage gar nicht so zaghaft mit dem Nehmen, wenn es nur recht viel ist!"

„Wenn es so wäre, brauchte ich Sie nicht zu fragen." Das war grob, und Herr Rath merkt, daß er vorsichtiger sein muß. Er überlegt jetzt ernsthaft:

„Hat die Frau ein Geschäft?"

„Nein."

„Einen Beruf?"

„Nein."

„Ja, von irgend etwas muß sie doch leben?"

Knebel schweigt.

„Ja, mein Lieber, ohne nähere Angaben werde ich Ihnen wohl kaum helfen können. Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben . . ."

Knebel rafft sich auf: „Die Dame ist Witwe. Ihr Mann hat ihr nur ein Haus hinterlassen und ein paar Außenstände. die mittlerweile schon mehr oder weniger entwertet sind . . ."

„Warum nicht gleich so?" Herr Rath ist augenscheinlich sehr zufrieden über die Auskunft. „Menschenskind, das ist doch furchtbar einfach! Mieten Sie Ihr das Haus ab!"

Knebel hat es nicht gern, wenn Herr Rath plötzlich so vertraulich wird, aber er muß zugeben, daß der Gedanke nicht schlecht ist. Es ist mehr aus Grundsatz, daß er sagt: „Ich glaube, das wird sich nicht machen lassen. Immerhin kann man darüber nachdenken . . ."

„Sehen Sie," meint Herr Rath, „zusammen finden wir immer einen Ausweg. Sie brauchen den Mietskontrakt ja nur auf irgendwelche tatsächlichen Werte abzustellen, wie Getreide, Kohlen, was weiß ich. Man tut das hier jetzt allgemein. Es ist übrigens kein Novum in der Geschichte des Geldverkehrs. Schon in der Zeit der Assignaten . . ."

„Um Gotteswillen, beschwören Sie den Teufel nicht!"

„Aber die Lage ist sehr ähnlich. Damals . . ."

„Ich glaube Ihnen gern, Herr Rath, wer sollte das besser wissen als Sie!"

Herrn Raths Eitelkeit ist Genüge getan, und er schweigt einen Augenblick befriedigt. Dann schleichen sich wieder die Sorgenfalten über sein Gesicht: „Übrigens", sagt er, „um vom Geschäft zu reden, da ist eine Kundin von mir in Ihre Gegend gefahren, eine gewisse Gräfin Xenia von . . ."

„ . . . ich kenne sie flüchtig," unterbricht Knebel.

„Um so besser. Sie ist für mich ziemlich wichtig, und ich würde sie ungern verlieren. Nun hat sie aber Wünsche, die ich nicht befriedigen kann. Sie hat gute Papiere verkauft und will ihr Geld in ausländischen Valuten anlegen. Mein Gott, wer möchte das nicht? Sie glaubt mir nicht, daß ich ihretwegen nicht ins Zuchthaus will, und ist nun sehr erzürnt und will mich verlassen. Können Sie ihr nicht klarmachen, daß sie am besten ihre Papiere wieder zurückkauft, auch wenn sie inzwischen natürlich gestiegen sind?"

Herr Knebel meint, so nahe stände er der Dame nicht, aber um Herrn Rath einen Gefallen zu tun, verspricht er, sich darum zu bemühen, wenn die Gelegenheit sich ergibt.

„Nicht wahr, eine Hand wäscht die andere, wir werden noch manches gute Geschäft zusammen machen. Wollen Sie heute abend mein Gast sein?"

Knebel lehnt dankend ab. Er müsse mit dem Nachtzug nach Hause fahren. Die Pflicht rufe . . .

Tatsächlich fährt der Nachtzug dann aber ohne den Rechtsanwalt ab. Während seine schwere Lokomotive den Rauch in dicken Klumpen von sich stößt, als wolle sie den ganzen Schmutz der Großstadt in die klare Nacht blasen, sitzt Knebel in einem dieser Lokale, die neuerdings wie Pilze aus dem Boden schießen. Sie leben von den zerrütteten Nerven der geistigen Arbeitstiere, die keinen Schlaf finden können, und von dem leicht verdienten Geld, das morgen schon keinen Wert mehr hat.

Neben Knebel sitzt eine hübsche junge Dame mit goldblondem Haar. Möglich, daß die Farbe nicht ganz echt ist, denn ihre Augen sind grau und nicht bernsteinbraun. Aber was ist noch echt in dieser Stadt des Scheins? Vielleicht erinnert sie Knebel an eine andere Frau, und er hat deshalb ihre Gesellschaft gesucht, vielleicht ist es aber auch nur die fiebrige Luft von Verfall und Genußsucht, die ihn gefangen hat.

Jedenfalls ist die junge Dame sehr guter Laune. Sie lehnt ihren nackten Arm auf Knebels Stuhl und trällert den Text des Liedes, das die jungen Leute mit den krausen schwarzen Haaren auf ihren sonderbaren Instrumenten dudeln, deren Ton geradewegs ins Blut zu dringen scheint . . .

Aber ist es nicht vielleicht besser, wir überlassen Knebel für die nächsten Stunden sich selbst? Er ist schließlich ein erwachsener Mann und muß wissen, was er tut.

Vier Monate sind erst seit Kurts Tode vergangen, eine kurze Spanne Zeit selbst für uns kurzlebige Menschenkinder, und doch grausam lang genug, um die Gewohnheit vor die Empfindung zu drängen.

Kann ein Mensch vier Monate hintereinander fröhlich sein? Wohl kaum. Und mit der Trauer ist es nicht anders.

Ach, man wehrt sich umsonst gegen die neuen Eindrücke, man sucht vergeblich die Flamme des Schmerzes hell und rein zu erhalten, damit sie die Schlacken unwichtigen Geschehens verzehre . . .

Erinnert ihr euch noch an den Rasen im Lindenhof? Seht ihr noch die tiefen Narben der schweren Kieswagen, diese rohen Schnitte in die lebendige Schönheit des satten Grüns? Heute ist nur noch wenig davon zu sehen, die Ränder haben sich zugebogen, ein zarter Flaum junger Gräser ebnet die Rille und verdeckt die Tiefe.

Sollte es bei einem Menschen anders sein?

Man glaubt, nie wieder lachen zu können, und dann ist es Gott selbst, der von der Höhe seiner Allmacht aus uns ein Lächeln sendet. Und es ist sein Geheimnis, Freude und Leid aus derselben Quelle zu speisen, so daß die beiden Ströme mitunter ineinander übergehen.

Verschont uns doch mit eurem menschlichen Trost! Die Allmacht tröstet weiser und gütiger.

Als Melanie versuchte, Dorothea zu trösten, faßte sie mit ungeschickten Händen zu, die nur gewohnt waren, das Tatsächliche zu greifen. Und sie zerstörte fast den letzten Halt der gequälten Frau. Gott aber tröstet sie gegen jede Vernunft aus der Tiefe des ewigen Lebens heraus, dem die Frau nur demütig und beglückt sich beugen kann.

Zum fünften Male nun erlebt Dorothea das Wunder der erwachenden Frucht ihres Leibes. Wie glücklich waren sie und Kurt jedesmal und sprachen nur leise und scheu darüber, wie man über Heiliges spricht.

Wir wollen es ebenso halten.

Dorothea lächelt, ihre Seele ist stille, sie spürt nichts von der lauten verworrenen Umwelt. Laßt euch damit genügen!

Aber am nächsten Tage hält es sie nicht in der kleinen Stadt, das müßt ihr auch verstehen. Und es fällt ihr ein, daß sie schon eine gute Zeit von Lindenhof fort ist, ohne es recht bemerkt zu haben. So voll sind die Tage, voll unwichtigem und auch lästigem Kleinkram, voll Einsamkeit und bisweilen Verzweiflung, aber sie sind vergangen, wie eine Straße zurückbleibt, wenn man sich eine Weile nicht umschaut.

Sonderbar eigentlich, daß Karl nichts von sich hat hören lassen. Aber hatten Glückliche je Zeit und Gedanken für andere?

Über Dorotheas Anruf ist er selbstverständlich erfreut, — nur ein kleines Zögern verrät, daß er irgend einen Gedanken erst beiseite schieben mußte.

Dorothea fragt, ob er ihr den Wagen schicken könnte.

„Ja, natürlich, willst du zu Mittag kommen? Wir essen um halb zwei."

Das klingt ja fast wie eine förmliche Einladung. Es ist doch ganz einerlei, zu welchem Zeitpunkt man nach Hause kommt. Die Heimat wartet immer, das ist ihre eigentliche Bestimmung.

„Gut, ich bringe Klaus mit."

„Verzeih, Do, aber das paßt heute schlecht. Wir haben gerade ein paar Gäste. Melanie fährt heute abend weg. Willst du nicht lieber allein kommen?"

Dorothea schweigt sich aus.

Sogleich lenkt Karl ein: „Bringe ihn nur mit, es ist ja ganz gleich. Melanie wird sich sehr freuen, dich noch zu sehen."

Dabei bleibt es.

Aber als Dorothea in Lindenhof ankommt, liegt etwas Fremdes über dem alten Haus. Vielleicht ist es auch nur Einbildung. Eine Frau ist so leicht

empfindlich, und nur gar in Dorotheas Zustand.

Sie hatte es sich so anders gedacht! Eigentlich hatte sie nur mit Kurts Grab Zwiesprache halten wollen, weiter nichts. Der Kiefernhügel hatte vor ihrem geistigen Auge gestanden, als sie anrief, ein Bild, herausgelöst aus dem Rahmen der Umgebung.

Und nun kommt sie mitten in eine große Gesellschaft, die sogar Karl davon abhält, sie zu empfangen. Und Rudolf ist schon in Livree — alles Äußerlichkeiten — nur widersprechen sie der Vorstellung.

Dorothea spürt es zum erstenmal deutlich, was es heißt, zu Hause fremd geworden zu sein. Und weil sie eine Frau ist, ist sie wohl auch ungerecht. Ihr scheint dies alles wie ein Spuk. Was sind das alles für Menschen, die sich vor ihr verneigen, Verwandte oder Gestalten aus einem Märchen?

Sie kennt sie alle gut von klein auf, und sie sind fast unverändert geblieben, weil sie damals schon alt waren. Doch sind alte Menschen nicht notwendigerweise abgestorben. Diese hier aber scheinen nicht nur aus einer vergangenen Welt, sondern wollen es auch sein.

Seht doch nur die alte Exzellenz mit dem Gesicht, das so schmal ist wie aus Papier geschnitten und den großen Händen mit den seltsam eckigen Bewegungen! Seine eigenen Kinder behaupten, er habe nur vergessen zu sterben, weil er zeitlebens alles vergessen hat. So stelzt er noch über die Erde, die er schon lange nicht mehr versteht. Er spricht bisweilen von der Zeit vor dem Kriege und meint dann die Jahre vor 1870.

Dann ist selbstverständlich das Ehepaar aus Glumbitten da; wann sah Dorothea sie doch zum letzten Mal? Natürlich, bei Kurts Begräbnis. Überhaupt, das ist es wohl, was sie so beeindruckt, alle waren sie auf dem Begräbnis, genau dieselben Menschen. Und sie erinnern sich wohl auch an diesen Tag, denn als Dorothea hereinkommt, verstummt das muntere Gespräch.

„Irgendjemand von damals fehlt doch!" denkt Dorothea. Ach ja, der Rechtsanwalt Knebel. Aber warum muß sie gerade an ihn denken? Etwa deshalb, weil er so wenig hierher paßt?

Dafür ist Melanie da, und die Gräfin Xenia, nicht zu vergessen. Melanie findet Gelegenheit, Dorothea schnell einmal beiseite zu nehmen.

„Du, es tut mir so furchtbar leid, daß du gerade in dies tausendjährige Reich kommst." Sie lacht wie ein ungezogener Schuljunge. „Karl sagt, sie mußten alle einmal kommen, um mich zu bestaunen."

Dorothea weiß nichts Rechtes zu antworten.

Da kommt auch schon die alte Exzellenz hinzu.

„Sagen Sie . . . verehrteste Kusine . . . ich kannte einmal einen Herrn von Pis . . pardon Prisorni . . ." Bei jedem Wort, das ihm wichtig erscheint, hackt er wie ein Raubvogel auf Melanie los, die ihr freundlichstes Lächeln aufgesteckt hat.

Dorothea geht weiter.

Klaus, der sich immer dicht bei ihr hält, sagt: „Mutti, Tante Melanie habe ich gern." Das Kind fühlt offenbar in Melanie etwas von Seinesgleichen im Gegensatz zu den anderen Gästen, die ihm wie fremde große Vögel vorkommen.

Karl hat nicht mehr als einen raschen Händedruck für seine Schwester übrig. Er ist sichtlich aufgeregt und bemüht, es den Verwandten möglichst nett zu machen. Es ist nicht so unwichtig, wie sie seine Frau aufnehmen.

Aber was ist denn mit der Gräfin Xenia los? Das muß ja selbst Dorothea auffallen, wie sie sich verändert hat. Dabei ist sie viel freundlicher zu ihr, fast wie eine Statue, die von ihrem erhöhten Stand hinab zu den armen Menschlein der kleinen Welt gestiegen ist.

„Liebes Kind," sagt die Gräfin Xenia, „glauben Sie mir, es gibt nichts Schlimmeres, als sich im Alter in diese Verhältnisse zu finden." Sie läßt offen, was für Verhältnisse sie meint, aber es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß sie von der hoffnungslosen Lage des Vaterlandes spricht.

Aber hat die Gräfin Xenia ein Vaterland? Vielleicht meint sie gar die große Welt? Aber die große Welt ändert sich doch nicht! So bleibt wohl nichts anderes übrig als das Geld, einfach das gemeine Geld. Arme Gräfin Xenia, wenn es das

ist! Noch vor einem Jahr konnte sie sagen: „Ein anständiger Mensch hat eben Geld!“ Und das war zweifellos ihr fester Glaube.

Einer ist dabei, den Dorothea gerne wiedersieht, ihren Vetter Erich aus Fünfkirchen. Zwar spricht er nicht viel und scheint sich auch nicht viel wohler in dieser Gesellschaft zu fühlen als sie selbst, aber schon diese gemeinsame Ablehnung verbindet.

Erich ist nicht wie die anderen, obgleich sie ihn zu sich rechnen. Gewiß, er hat bisweilen eigenartige Einfälle, die er aus dem Feld mitgebracht hat und die ein Großgrundbesitzer besser für sich behielte, wenn er schon wirklich so denkt, aber andrerseits gibt es vieles, was das ausgleicht. Um nur die gute Hirschjagd in Fünfkirchen zu nennen!

Zu der allgemeinen Tischunterhaltung steuert er nichts bei. Er scheint keinen Wert darauf zu legen, in diesem Fangballspiel der bunten Redensarten möglichst viel Bälle für sich zu buchen. Und Dorothea gegenüber ist er ein wenig scheu.

Nur einmal wacht er auf, als das Gespräch die Politik streift und die Gräfin Xenia zu der allgemeinen Verneinung der jüngsten Entwicklung den Satz fügt: „Ja, wir hätten den Krieg gewonnen, wenn das Volk nicht versagt hätte.“

Eine Welle von Blut schießt in seinen Kopf: „Frau Gräfin, das brauchen sich unsere drei Millionen Tote nicht gefallen zu lassen!“

Melanie rettet schnell die Lage mit ihrer wienerischen Gemütlichkeit, die sie bisweilen hervorkehrt: „Gehts, Kinder, seid doch nicht so ernst, der Krieg ist vorbei.“

Und Erich sieht jetzt brav auf seinen Teller, wie ein gescholtener Junge, bis Dorothea es nicht lassen kann, ihm zuzuraunen: „Bravo Erich, das hätte Kurt ebenso sagen können!“

Da blüht er auf, und als Dorothea ihn auffordert, sie doch einmal zu besuchen, sagt er zu . . .

Als das Essen endlich vorbei ist und Dorothea etwas zurückbleibt, um der allgemeinen Unterhaltung zu entgehen, drängt Melanie sich wieder zu ihr.

„War es sehr schlimm?“ will sie wissen.

„Nein, durchaus nicht.“

„Na ja, du kennst das ja von klein auf. Aber über diesen Erich bin ich wütend. Wie kann ein Mann so taktlos sein?“

„Hat er nicht eigentlich recht?“

„Darauf kommt es doch gar nicht an. Aber er gehört zu diesen gräßlichen Männern, die nur etwas zu sagen wissen, wenn vom Krieg die Rede ist. Und dann immer gleich in solch einer Weise, als ob sie allein das Wissen darum gepachtet hätten!“

„Du mußt ihn verstehen. Er hat seinen Vater verloren.“

„Das haben andere auch.“ Ihr Ausdruck bleibt eigensinnig und unversöhnlich.

„Darum kann er es nicht vertragen, wenn man so leichtsinnig über die Ereignisse hinwegredet.“

„Aber sollen wir denn unser ganzes Leben vertrauern, weil es einmal einen Krieg gegeben hat?“

„Kurt sagte oft: an diesen Krieg werden sich noch unsere Urenkel erinnern, genau wie an die Sintflut.“

„Aber er sprach doch sicher nicht immer davon?“

„Nein, im Gegenteil, er sprach nie darüber.“

„Na siehst du! Zu schade, daß ich deinen Mann nicht mehr gekannt habe. Wir hätten uns glänzend verstanden. Addio, ich muß jetzt zu den anderen, aber ich will dich noch sprechen, bevor du wieder fährst, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.“

Und mit strahlendem Gesicht geht sie geradewegs auf Erich zu . . .

„Komm Klaus“, sagt Dorothea und legt den Arm um die Schulter ihres Jungen. So treten sie in die schwere Mittagshitze.

Es ist einer dieser Sommertage, an denen die ganze Luft aus Erinnerungen zu bestehen scheint. Alle Töne sind vertraut und verwandt. Auf ihren Wellen schweben erlebte Stunden heran und verschwinden wieder, kaum daß sie die Bewußtseinsgrenze gestreift haben. Sie lassen das Gefühl einer leisen Wehmut zurück, das so süß ist wie die letzten Trauben im Herbst.

Selbst Klaus ist still, dieser Junge, der doch in dem Alter ist, in dem man immer etwas zu fragen hat. Er sieht sich kaum

nach Emir um, der wie immer an heißen Tagen im Schatten der großen Weißbuchenhecke döst. Heute hat Klaus ernstere Pflichten.

So langsam geht die Mutter, und der Junge fühlt voll Stolz, daß ihr Arm schwer auf seiner Schulter ruht.

Der Kiefernhügel ist nicht so einsam und verlassen wie gewöhnlich. Auf der Birkenbank sitzt der alte Schrambeck und streckt sein steifes Bein weit von sich wie einen Stock. Daneben liegt die Harke. Das ist ein pflichttreuer Mann, der alte Schrambeck, der sich nicht erlauben würde, auszuruhen, wäre nicht schon der kleine Platz sauber geharkt. Jetzt aber hat er die Augen geschlossen und bemerkt es nicht, wie Dorothea und Klaus näherkommen. Er schläft ein wenig, zufrieden und erwärmt von der Arbeit . . .

Dorothea kniet lange an dem Grabe ihres Mannes, als wolle sie festwurzeln an diesem Fleckchen Erde. Klaus steht ein wenig ungeschickt daneben. Denn nachdem er das Vaterunser leise gesprochen und nach einiger Zeit noch einmal wiederholt hat, weiß er nicht mehr recht etwas mit sich anzufangen. Doch wagt er nicht, sich umzudrehen, als der alte Schrambeck aufsteht und im ungleichen Takt seines lahmen Beines davonhumpelt.

Endlich erhebt sich Dorothea. Sie zieht ihren Jungen an sich und geht mit ihm zu der Bank, die Schrambeck eben verlassen hat. Aus den warmen Kiefernnadeln steigt süßer Harzgeruch. Die Mücken sind wie wild, und Klaus' nackte Beine sind schon ganz zerstochen.

Langsam, wie zu sich selbst, beginnt Dorothea zu sprechen: „Als ich so alt war wie Du, Klaus, habe ich hier oft mit meiner Mutter gesessen. Auch damals gab es schon soviele Mücken, aber meine Mutter erlaubte nicht, daß ich nach ihnen schlug. Sonst war alles wie heute, auch der alte Schrambeck harkte schon hier. Meine Mutter hatte immer einen großen Korb Blumen bei sich, den Rudolf tragen mußte. Sie trug nie etwas selbst, das tat man damals nicht. Ich liebte sie sehr, aber ich hatte auch Angst vor ihr, und ich glaube, sie hat Karl immer lieber gemocht als mich, weil er sie an meinen Vater erinnerte. Karl durfte alles machen . . ."

Sie macht eine kleine Pause und legt den Arm um ihren Jungen, der sich nicht wehrt, wie er es sonst oft tut in jungenshafter Herbheit.

„Ich habe meine Mutter wohl auch nicht verstanden. Sie weinte sehr leicht, so daß wir sie immer trösten sollten."

„Du weinst doch nie, Mutti", sagt Klaus dazwischen.

„Ich konnte auch damals nicht weinen, weil ich noch recht klein war, als mein Vater starb, und ich nicht so traurig sein konnte wie Mamsie. Sie sagte dann manchmal: „Du hast kein Herz!" und wollte meine Tränen erzwingen. Aber sie erreichte nur, daß ich nicht mehr hierhergehen mochte. Da weinte sie noch mehr, und ich schämte mich und gab wohl nach. Wir gingen wieder mit Rudolf, und die Mücken bissen mich . . . Später, als Mamsi auch starb und Tante Mary zu uns zog, habe ich vieles bereut. Es waren ja solche Kleinigkeiten, aber ich hatte kein Vertrauen. Ich hatte auch Angst zu sagen, daß ich deinen Vater liebte, denn ich wußte, Mamsi würde es nie verstehen . . ."

Sie unterbricht sich wieder. Ahnt sie vielleicht, daß dies keine Erzählung für ein Kind ist, obgleich Klaus mit weit offenen Augen zuhört, als erzähle sie ihm ein Märchen?

Jetzt wendet auch sie den Blick aus einer unbestimmten Ferne dem Knaben zu: „Klaus", sagt sie, „hast du mich schon einmal belogen?"

Der Junge wird unsicher, er weicht aus dem Bann der braunen Augen und macht die Stirn kraus, als denke er nach. Er denkt sogar lange nach in seiner Unschuld.

„Ja . ." sagt er dann.

„Wann?" Dabei umarmt sie ihn schon, denn es kann keine große Lüge sein, die so schwer zu finden ist.

„Als du mich damals fragtest, warum ich so spät zum essen kam . . ."

„Und?"

„Ich sagte, wir hätten uns verlaufen . . ."

„Ja, ich erinnere mich, hier in Lindenhof."

„Aber der Emir war schuld. Ich bin auf ihm geritten, das heißt, ich habe mich nur heraufgesetzt, und dann ist er weggelaufen, ich mußte mich festhalten.

Dann bin ich doch heruntergefallen, aber ich wollte es nicht erzählen . . ."

Dorothea lächelt. „Gut, daß du es mir erzählt hast, Klaus." Dann wird sie ernst, und es sieht fast so aus, als habe sie Angst. „Du darfst mich nie mehr belügen, Klaus, versprich es mir!"

„Ja", sagt Klaus.

„Und wenn du es einmal doch tun willst, mußt du daran denken, was ich dir hier erzählt habe. Es ist so schrecklich, wenn man gelogen hat. Ich glaube, ich habe nur deshalb Angst vor Mamsi gehabt. Vielleicht hat sie mich auch gezwungen, zu lügen. Du brauchst aber nie zu lügen, Klaus! Alles andere ist besser! Vati hat auch nie gelogen. Er hat mir das klargemacht, daß wenn man einmal damit anfängt, man nie wieder herauskommt. Und du willst doch sein echter Sohn sein!"

„Ja, Mutti!" Klaus sagt es ganz laut, wie einen Schwur.

Da steht Dorothea auf, nimmt von den Blumen, die sie auf Kurts Grab gelegt hat, einige fort und bringt sie nebenan auf das Grab ihrer Mutter, als sei sie ihr etwas schuldig geblieben.

Es muß nun einmal gesagt werden, daß Dorothea kein Engel ist, durchaus nicht, sondern eine Frau aus Fleisch und Blut. Und wenn sie seit ihrer Ehe etwas von den schimmernden Fehlern ihrer Jungmädchenzeit verloren hat, so nur deshalb, weil es nicht ganz falsch ist, zu behaupten, daß Freude gut macht. Zumindest reift eine Frau unter den Strahlen der Liebe nicht anders als eine Frucht unter der Sonne.

Wozu aber dann diese Flut des Leides, die über ihr zusammengeschlagen ist? Wir wissen es nicht, und es ist wohl auch ein unheiliges Unterfangen, mit den unzulänglichen Mitteln des menschlichen Verstandes Gottes Wegen nachspüren zu wollen. Es werden eben Menschenwege daraus, die wir zwar besser übersehen können, die aber nicht über die Erkenntnis des Diesseits hinausführen.

Doch wenn Freude gut macht, so ist es zumindest gerecht, zu erwähnen, daß alles Leid adelt. Es ist wie ein Hammer, der solange auf den Menschen einschlägt, bis er zerspringt oder bis die Schlacken sich langsam nacheinander von dem Kern lösen, daß am Ende die unsterbliche Seele blank und glatt wie Stahl daraus hervorspringt.

Glaubt aber nicht, daß Dorothea schon so weit sei. Gewiß, es gibt Augenblicke, in denen ihre Seele schon blanker leuchtet, als der mit dem Staub des Verzichts bedeckte Kern ihres Bruders Karl, dessen Wissen um vieles noch kein Leid zur wirklichen Weisheit umgeschmiedet hat. Und gegenüber Frau Siebert und vielen andern in der kleinen Stadt hat sie die natürliche Herzensbildung des Landkindes voraus, das sich niemals von dem Gesetz des Wachsens allzu weit entfernt hat.

Doch schon Malchen ist ihr wohl überlegen in der sicheren Begrenzung ihrer Schau, und wie es mit dem Rechtsanwalt Kuebel ist, kann man auch schwer sagen. Schließlich war er Kurts Freund, trotz aller schlechten Eigenschaften, und der Tote hat ihm sogar noch unter der Fernsicht der Ewigkeit vertraut. Aber er ist ja so schwer zu übersehen, dieser kühle, blonde Mann . . .

Ja, Dorothea ist jedenfalls keine Heilige, da hat der alte Oberst schon eher recht mit seinem Rassepferd.

Tante Mary zum Beispiel weiß noch genau sich an die Zeit zu erinnern, wo Dorothea wohl jung und verlockend, aber auch übermütig und leider ein wenig hochfahrend war, voll von Witz, der der alten Dame mit Recht sauer schmeckte, so daß er ihren Mund zusammenzog und am Lächeln verhinderte. Und es ist wohl möglich, daß Tante Mary immer noch ein wenig Angst vor dieser Nichte hat, deren schneller Geist ihrer eignen mehr harmlosen Herzlichkeit so überlegen war wie eine Schwalbe einer bedächtigen Glucke. Überhaupt fühlen sich alle vielleicht ein wenig ungemütlich vor Dorothea, dies ganze behagliche Lindenhof, nicht anders wie der Genießende meist den vom Schicksal zum Ringen Auserkorenen scheut. Denn auch dies steht fest: vorläufig hat das Leid sie zunächst etwas härter werden lassen, als die Zierpflanzen in der weichen Luft des großen Landhauses zu wachsen pflegen.

Selbst nach dieser Stunde auf dem Kiefernhügel, in der sie als Kind von

ihrer Mutter sprach, um als Mutter zu ihrem Kind zu finden, als die Nacht des Vergangenen sich öffnete vor dem Licht des Werdenden, — selbst jetzt ist Dorotheas Sinn nicht glatt und ruhig wie der See, an dem vorbei sie nun mit Klaus heimwärts wandert. Viele Wellen kräuseln sich auf der Fläche ihres Bewußtseins, sie schlagen gegen die Ufer der Gegenwart, die Lindenhof zu dem gemacht hat, was es heute ist, und das zerstört hat, was es war: die Heimat!

Die letzten Gäste fahren gerade fort, Dorothea und Klaus sehen noch ihre Staubwolke auf der Lindenallee.

„Bist du schon zurück", sagt Karl, „das ist nett. Was meinst du, wenn wir uns gleich einmal von den Anstrengungen dieses Mittags ausruhen?"

„Ich glaube, ich habe leider keine Zeit dazu."

„Aber Dorothea", fällt Melanie ein, „du willst doch nicht bei dieser Hitze fahren? Geh, sei gemütlich, wir ruhen zusammen und plauschen noch miteinander!"

Dorothea kann nicht anders, sie muß jetzt sagen: „Du hattest mir doch so etwas Wichtiges zu erzählen? Oder war es vielleicht gar nicht so wichtig?"

„Doch, sicher . . ." Melanie denkt nach und verzieht dabei ihr hübsches Gesichtchen, „es wird mir schon wieder einfallen, aber im Moment hab ichs total vergessen!"

„Ist sie nicht goldig?" fragt Karl.

Was soll Dorothea nun antworten? Natürlich soll sie lachen und Karl Glück zu seiner Braut wünschen.

Sie bringt es nicht fertig. Dagegen nimmt ihr Gesicht jenen kühlen Ausdruck an, der einen inneren Kampf verdeckt und dabei wie eine hochmütige Maske wirkt.

„Karl", sagt sie, „sei doch einen Augenblick ernst, ich muß nämlich etwas mit dir besprechen."

„Gern, nach dem Vesper."

„Ich sagte doch schon, ich habe nicht so viel Zeit wie ihr. Meine Kinder warten."

„Ja, dann muß es wohl gleich sein . . ." Karl sieht etwas peinlich berührt zu Melanie hinüber.

„Ich geh schon. Also, wenn du nachher zu mir kommen willst, du weißt ja, wo ich wohne." Sie streckt Dorothea die Hand hin.

„Auf Wiedersehen", und Dorothea bringt nun doch ein Lächeln zustande. „Ich muß wirklich nach Hause."

„Schade, vielleicht wäre mir noch eingefallen, was ich dir erzählen wollte."

Die beiden Frauen küssen sich zum Abschied, wie man es eben in der Familie tut.

Und nun sind die Geschwister allein in Karls Arbeitszimmer. Dorothea empfindet in diesem Raum immer noch etwas von der Ehrfurcht, mit der sie als Kind in des Vaters Zimmer trat. Karl allerdings scheint sich sehr wohl zu fühlen. Nur möchte er wohl gern möglichst bald schlafen gehen. Er unterdrückt etwas krampfhaft ein Gähnen: „Verzeih, Do, dies Weintrinken zu Mittag ist eine schreckliche Unsitte, aber die alten Leute wollen es nun einmal haben."

Dorothea findet zunächst nicht recht die passenden Worte. Ach, diese Kinder eines breiten und gesicherten Lebens sind es nicht gewohnt, von Geldsorgen zu sprechen. In Gegenwart ihrer Eltern durfte das Wort Geld überhaupt nicht erwähnt werden. Und nur diese rücksichtslose Zeit zwingt Dorothea, diese Regel zu durchbrechen, obendrein als Bittende.

Auch Karl ist es peinlich, die Schwester in solcher Rolle zu sehen. Er habe selbst schon darüber nachgedacht, meint er, und es sei eigentlich nur seine Vergeßlichkeit, daß er nicht von sich aus schon früher die Frage angeschnitten habe.

Aber was tun? Wie einen Ausweg finden, der gerecht ist und die Schwester nicht zur Almosenempfängerin des Bruders stempelt?

„Willst du nicht einfach zurückkommen? Ich lasse dir den linken Flügel einrichten . . . es ist doch bei weitem das Einfachste . . .?"

Solche Erwägungen sind auch Dorothea wieder in der letzten Zeit angeflogen. Wie natürlich wäre diese Lösung, wenn . . . ja wenn ihr Lebensweg nicht klar und eindeutig eine andere Richtung genommen hätte, beginnend mit ihrer Heirat, über den Tod ihres Mannes hinweg bis zur Verlobung Karls. Heute, gerade in dieser Minute weiß sie es besser denn je.

„Nein, Karl, ich danke dir sehr, aber es geht nicht. Du willst ja auch bald heiraten."

„Um so besser. Dann hat Melanie eine vernünftige Gesellschaft und ist nicht auf Tante Mary allein angewiesen, die wir doch nicht mehr loswerden können." Er meint es wohl wirklich ernst.

„Malchen sagt immer: Auf einem Nest haben nur zwei Störche Platz. Ich glaube, sie hat recht . . ."

„Malchens Sprüche in Ehren, aber wir sind vielleicht doch ein wenig weiter in unserer Entwicklung und es ist wohl ein kleiner Unterschied zwischen uns und ihr und ihren Störchen!"

„Karl, ich glaube, an den Urgesetzen ändert sich nichts."

„Wie du willst . . ." Karl hebt seine schmale Hand ein wenig und läßt sie dann müde auf den Tisch fallen. „Was schlägst du denn vor?"

„Vielleicht kannst du mir an Stelle des Geldes Fleisch, Butter, Kartoffeln und so etwas schicken. Damit wäre mir viel geholfen. Ich kann leicht feststellen, was ich im Durchschnitt brauche, und du kannst ja dann entscheiden, ob es dir recht ist."

„Gut. Aber bestelle doch einfach, was du haben willst."

Leider kann ihn Dorothea immer noch nicht zu seiner Ruhe kommen lassen. Es ist traurig, daß er es ihr immer überläßt, das Unangenehme zu sagen. Warum soll sie immer hart sein müssen? Im Augenblick hat auch sie keine Lust dazu.

„Ich werde dir darüber schreiben", sagt sie, und der Satz ist kürzer geworden, als sie es meinte.

„Gut, wenn du es unbedingt für nötig hältst. Wir können ja auch einen förmlichen Vertrag machen und von Knebel gegenzeichnen lassen." Karl ist sichtlich etwas gereizt. Dabei lächelt er.

„Ach Karl, mir ist wirklich nicht nach Lachen zumute. Kannst du das nicht verstehen?"

„Sicher, Dochen, ich tue ja auch, was ich kann, um dir zu helfen. Du bist nur so schrecklich . . . so . . ."

„. . . bürgerlich! Sag' es ruhig, für mich ist es keine Schande."

„Nein, ich wollte sagen: gründlich." Er steht auf: „Also, wie ist's, besuchst du noch Melanie?"

„Ich kann doch nicht. Grüße sie schön. Und tausend Dank, daß du mir helfen willst."

„Aber Dochen, seit wann bedankt man sich für Selbstverständlichkeiten?"

So ist denn doch noch alles in Ordnung gekommen und Dorothea kann mit leichterem Herzen nach Hause fahren.

Nach Hause? Ja, nach Hause, zu ihren Kindern, zu Malchen, zu dem grauen Haus und dem einfachen, aber klaren Leben nach den Grundsätzen, die sie an Kurts Seite gelernt hat.

Und Karl kann endlich schlafen gehen. Oder klopft er noch einmal bei Melanie an?

Jedenfalls hat jeder sein Recht gefunden.

Aber der Tag ist nicht mehr ganz so schön, wie er anfing.

Ach wie schön ist es, wenn die Mutter nach Hause kommt!

Wer hat es zuerst bemerkt? Natürlich Peter, dieser Schlauberger, der ohnehin schon ein wenig beleidigt ist, daß Klaus mitfahren durfte und er nicht. Die Mutter hatte nicht einmal einen Grund angegeben, sondern nur gesagt: „Ein andermal, Peter, heute geht es nicht."

Und damit muß sich nun ein neunjähriger Junge zufrieden geben, der doch schon ein Recht darauf hat, auf seine Fragen eine gut begründete Antwort zu erhalten. Vielleicht hat Dorothea ihre Kinder in dieser Beziehung ein wenig verwöhnt, aber sie wußte noch zu genau, wie es einem Kind ums Herz ist, wenn es eine ausweichende Antwort bekommt, mit der es gar nichts anfangen kann. Dann schon lieber gar keine.

Peter saß also über seinen Schularbeiten, die heute ungewöhnlich lange zu dauern scheinen. Im allgemeinen ist es so, daß die Jungens fertig sind, wenn die Sonne um die Ecke in das Wohnzimmer scheint und nebenan die Utasche und der Hase zu quarren beginnen. Die beiden Armen müssen nämlich noch jeden Nachmittag schlafen, was Klaus und Peter nur mit Lächeln ansehen können.

Diesmal hat die Sonne schon einen breiten Teppich durch den ganzen Raum gelegt, und Peter macht noch durchaus keine Anstalten, sich zum Rausgehen fertig zu machen. Malchen will ihm

helfen, aber er legt ihr eine lateinische Übersetzung vor, mit der sie nichts anfangen kann. Es ist schlimm, wenn die Kinder erst anfangen, in fremden Zungen zu reden und zu schreiben! und Malchen zieht sich wieder zu den beiden Kleinen zurück.

Peter aber rückt noch näher an das Fenster, von dem man die Straße übersehen kann. Und richtig, er entdeckt den grauen Opel zuerst!

„Hurra!" brüllt er, wirft vor Aufregung alles auf die Erde und stürmt die Treppe hinunter. Dabei macht er einen solchen Lärm, daß die Utasche aufmerksam wird und gleich hinterher will. Aber er schlägt ihr die Tür vor der Nase zu und nun steht sie und schreit verzweifelt.

Ihr Schmerz wandelt sich in ein seliges „Mamamamama!", als sie Dorotheas Schritte auf der Treppe hört. Und der Hase auf Malchens Arm, die endlich auch den Zusammenhang begriffen hat, hopst derart wild, daß die alte Kinderfrau ihre liebe Not mit ihm hat.

Ja, es ist wunderbar schön, wenn die Mutter nach Hause kommt, und sie selbst findet es am schönsten. Das ganze graue Haus ist übervoll von Glück, so daß es durch die Fenster bis auf die Straße hinausquillt, wo man es deutlich hören kann . . .

Erst sehr viel später kommt Malchen zu Wort. Es ist auch nicht so erfreulich, was sie zu erzählen hat. Ein Mann vom Wohnungsamt war da, er will noch einmal wiederkommen. Aber er hat schon gesagt, daß der obere Stock des Hauses beschlagnahmt worden ist und demnächst geräumt werden muß.

„Hast du dich auch sicher nicht verhört? Malchen?"

„Nein, gewiß nicht! Ich hab ihm ja gleich gesagt, er hätt sich wohl verkuckt. Aber da wurde das Mensch noch frech und meinte: Sie können wohl nicht lesen, hat er gemeint, und dann hat er mir eine Liste gezeigt, da stand genau drauf: Hindenburgstraße 45. Ich habe es ihm vorgelesen und habe ihm gesagt: So wie Sie kann ich noch ohne Brille lesen, denn er hat so ein Ding auf der Nase gehabt."

„Schon gut, Malchen, wir werden ja sehen, wenn er wiederkommt."

Malchen findet es durchaus nicht gut: „Du darfst gar nicht mit ihm reden, Dochen, die Ehre darfst du ihm gar nicht antun! So einem muß man gleich mit dem Rechtsanwalt kommen, daß er Angst kriegt. War ja gar kein richtiger Beamter, sondern nur so ein zugelaufener Wendriner! Nicht einmal eine Uniform hat er gehabt, was hat denn der zu sagen!"

Sie ist ganz unversöhnlich und später, als der Mann noch einmal kommt, will sie ihn wirklich nicht zu Dorothea vorlassen. Es ist ein reiner Zufall, daß Dorothea die Verhandlung von der Flurtür hört und ihr ein Ende macht.

Malchens scharfe alte Augen haben gar nicht so falsch gesehen. Das ist wirklich kein Beamter, wenigstens keiner im alten Sinne, keiner dieser Männer, deren aufgezwirbelter Schnurrbart auf eine zwölfjährige Dienstzeit und unbedingte Ehrlichkeit hinwiesen. Dies hier ist ein noch junger Mensch mit einer Brille, er ist wohl erst vor kurzem eingestellt, und wenn der andere sich durch sein barsches Auftreten häufig unbeliebt zu machen wußte, so versucht dieser seine Unsicherheit hinter einem Schwulst von Reden zu verbergen, die nicht eigentlich zu seinen Aufgaben gehören.

Dorothea trachtet ihn möglichst zur Sachlichkeit zu bringen, um zu erfahren, was eigentlich mit ihrem Haus geplant sei. Aber der junge Mann zieht es vor, sich zunächst weiterhin in allgemeinen Redensarten auszulassen.

Es sei doch wohl nur gerecht, daß auch die armen Leute einmal zu einer anständigen Wohnung kämen. Dorothea sollte sich einmal ansehen, wie sie dort wie das Vieh zusammengepfercht in der alten Baracke hausten! Aber davon wolle sie wohl nichts hören!

„Doch", sagt Dorothea, „mein Mann war Arzt und hat leider nur zu oft mit den grauenhaften Verhältnissen dort kämpfen müssen."

So, er habe gehört, sie stamme vom Lande und sei nur zu ihrem Vergnügen in die Stadt gezogen.

„Ich wohne seit elf Jahren hier."

Jetzt trumpft der Mann auf. Für so dumm brauche sie ihn auch nicht zu halten, daß er nicht wisse, wann sie das Haus

gekauft habe. Genau vor acht Wochen, nicht einen Tag früher oder später.

Es stellt sich heraus, daß der Mann selbst erst neu ist in der kleinen Stadt und deshalb über ihre Einwohner nicht so genau Bescheid weiß. Er ist ein sogenannter Parteibuchbeamter und aus dem Westen zugezogen.

Dorothea ist erstaunt über die vorgefaßte Meinung dieses Menschen, den sie gar nicht kennt und dem sie bestimmt nie etwas getan hat. Sie kennt das Leben zu wenig, um zu wissen, daß häufig Unschuldige für die Fehler büßen müssen, die andere verbrachen.

Da sie aber gleichmäßig freundlich bleibt, wird auch der Mann allmählich weicher. Er hat sich wohl nur durch viele Erfahrungen mit Menschen wie Malchen diesen Panzer der bösartigen Reden angeschafft, oder er ist vielleicht auch dadurch zu seiner Stellung gekommen, wer weiß es. Auf Malchen ist er jedenfalls sehr schlecht zu sprechen.

„Wer ist denn dieser alte Drachen hier?“ fragt er zum Schluß ganz vertraulich, „ich verstehe gar nicht, daß ein Mensch wie Sie es mit solch einer Frau aushalten können!“

Dorothea lächelt: „Es ist meine alte Kinderfrau und wir beide lieben uns sehr.“

Das scheint dem Mann wirklich unbegreiflich, aber da er gegen Dorothea nichts hat, läßt er sich endlich herbei, über den eigentlichen Sachverhalt zu sprechen. Es ist wirklich so, daß das obere Stockwerk beschlagnahmt ist, und Dorothea wahrscheinlich schon zum nächsten Monatsersten Zwangsmieter zugewiesen bekommen wird.

„Wieso kommt das so plötzlich?“ möchte Dorothea wissen.

Nun, der junge Mann hat keinen Grund, es zu verschweigen. Es ist eine Anzeige bei dem Wohnungsamt eingelaufen, und daraufhin hat er sich der Angelegenheit angenommen. Die alten Beamten täten ja doch nichts gegen die höheren Kreise.

„Ja, da werd ich mich denn wohl abfinden müssen?“ meint Dorothea fragend. „Oder wissen Sie einen Ausweg?“

Jetzt zeigt der junge Mann, daß er auch eine andere Seite hat. Zu ändern sei nichts mehr, aber vielleicht könne Dorothea freiwillig vermieten, und wenn dann eine andere Wohnung frei würde, so sei das dem Wohnungsamt ebenso recht.

„Danke sehr“, sagt Dorothea, „ich werde mich jedenfalls umsehen“.

„Nichts zu danken, und entschuldigen Sie die Störung ,wir tun ja auch nur unsere Pflicht.“

Damit geht er, und es scheint fast, als sei aus dem Saulus des Wohnungsamts ein Paulus der Frau Dr. Palzow geworden.

Dorothea ist nichtsdestoweniger recht niedergeschlagen. Wie sagte doch die Johanna? Das Leben als Witwe ist zu mühselig, zu mühselig . . .

Dorothea erwacht am nächsten Morgen wie nach einem schweren Traum. Das ist ihr nichts Neues mehr. Sie ist es gewohnt jenes drückende Gefühl erst einmal abschütteln zu müssen, das sie am Aufstehen zu hindern trachtet, weil es ihren Mut lahmlegt. Es ist immer wieder derselbe unterirdische Kampf, der um so schwerer ist, als sie Mutlosigkeit nicht mit offenem Visier antritt, sondern sich hinter der ehrlichen Müdigkeit versteckt.

Dorothea scheut diesen Kampf nicht, nein, sie ist nicht feige. Außerdem ist ja auch noch jene Hoffnung da, jenes Neue, auf das sie lauschen kann wie auf eine Botschaft für die Zukunft . . .

Diesmal aber will der Mut sich nicht einstellen. Es nutzt nicht einmal, daß sie sich den Hasen und die Utasche ins Bett holt, diese warmen Fläschchen, die dann rechts und links zu ihrer Seite liegen mit ihrer kindlichen Wärme.

Was ist denn vorgefallen?

Ach ja, da war ja dieser Mann vom Wohnungsamt und außerdem die Unterredung mit Karl. Über die Zukunft des grauen Hauses vermag Dorothea zunächst keinen Entschluß zu fassen, weil sie nicht weiß, wo sie in diesem Fall den Hebel ihrer Tatkraft ansetzen soll. Es ist solch ein undurchsichtiger Fall, und Dorothea ist nicht Malchen, die einfach jede Forderung mit einseitiger Ablehnung beantwortet nach dem ungeschriebenen Recht der Selbsterhaltung. Schließlich kann man der städtischen Verwaltung nicht die

Pflicht absprechen, die unmenschlichen Wohnverhältnisse ändern zu wollen. Andrerseits ist es wirklich eine schwere Belastung, zu der Beschränkung des Raums auch noch ganz fremde Menschen in das Haus aufzunehmen. Und wer sollte sonst bei ihr mieten?

Dorothea beschließt, zuerst der Aufgabe zu Leibe zu gehen, die sie zu lösen vermag. Sie wird eine Liste von den Dingen aufstellen, die sie notwendig zur Ernährung der kleinen Familie braucht. Malchen kann dabei helfen.

Es dauert gar nicht lange, und Dorotheas Lebenswillen kehrt wieder, sozusagen von der Pflicht gerufen. Sie braucht ihn, um sich gegen Malchen zu verteidigen. Die zwei Frauen sind nämlich sehr verschiedener Meinung über die Menge des Notwendigsten.

Vier Pfund Butter die Woche hat Dorothea aufgeschrieben und dabei schon ein etwas schlechtes Gewissen gehabt.

„Nicht unter sechs Pfund!" mahnt Malchen.

„Aber höre einmal, wir haben in der letzten Zeit ja lange nicht vier Pfund gehabt!"

„War ja auch gar nicht zu sehen auf dem Brot. Ein Pfund die Woche für jeden, hat meine Mutter schon gerechnet. Das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben."

„Malchen, sei doch vernünftig, ich kann doch meinen Bruder nicht so ausnützen!"

„Glaubst du, der merkt das überhaupt? Was braucht die Mammsell in Lindenhof und die Küchenmädchen jedes Jahr sich mästen, wo doch die Utasche nie satt wird!" Sie hat recht. Die Utasche ist ein richtiges Freßkind, weiß Gott, woher sie den Hunger nimmt.

„Also gut, fünf Pfund."

„Nein sechs, Dochen, glaube mir, sechs langt noch nicht einmal."

Das kann ja nett werden, wenn schon beim ersten Posten solange gekämpft wird. Doch Malchen kennt ihre Pflicht. Das Dochen ist immer zu dumm und zu gut, wie Menschen es sind, die nicht von klein auf gewohnt waren, um alles zu kämpfen. Da muß sie aufpassen. Steht es erst einmal auf dem Papier, ist nichts mehr zu ändern. Karl kann sich ja auch verteidigen, wenn er muß. Aber er wird ja nicht . . .

Während sie noch beide eifrig hin und her rechnen und der Unterschied ihrer Auffassungen schon fast etwas Grundsätzliches angenommen hat, läutet im Flur die Glocke.

„Sieh doch einmal nach, Malchen."

Sie kommt ziemlich bald wieder und bringt eine Karte:

Dr. Richard Knebel
Rechtsanwalt und Notar

Dorothea stutzt, das war es also, was ihrer in der Frühe wartete und ihren Willen gelähmt hatte!

„Bring ihn in das Herrenzimmer, Malchen."

Sie legt die Schürze ab und fährt sich vor dem Spiegel rasch einmal mit der Hand über die Haare. Oh diese schweren blonden Haare, die sich immer gerade dann lockern, wenn es gar nicht angebracht ist. Dorothea muß tatsächlich noch einmal in das Schlafzimmer zurück. Oder war es nicht so nötig und wollte sie vielleicht nur die Utasche abholen, um nicht ganz allein dem Rechtsanwalt gegenüber zu stehen?

Auch Knebel scheint unsicher, jedenfalls sieht er ungewöhnlich förmlich aus mit seiner gelben Aktentasche, den breiten Riemen und ernsten Schlössern. Die Utasche will ihm zunächst gar nicht die Hand geben, sie drängt sich hinter die Mutter. Aber das dauert nicht lange. Knebel kann ja gar nicht förmlich sein. Und er hat die Tasche nur mitgebracht, weil er darin ein Geschenk für die Utasche verborgen hält. Jetzt packt er es aus.

Da gibt auch das Kind seine Zurückhaltung auf, denn Menschen, die Schokolade mitbringen, können nicht wirklich schlecht sein. Die Utasche hat erst einmal im Leben diese süße braune Masse zu schmecken bekommen, die so angenehm im Munde vergeht — sie ist ja ein richtiges Nachkriegskind des verarmten Deutschland — aber sie hat noch immer gewußt, was in den Mund gehört.

„Aaah!" ruft sie begeistert, und damit ist der Bann gebrochen.

Warum sollte es auch anders sein? Warum soll sich Dorothea nicht mit ihrem Kind freuen? Und weil es sich so gehört,

daß ein Kind sich für ein Geschenk bedankt, fällt es auch der Mutter nicht schwer, für die Nelken zu danken.

„Sie dürfen das aber nie wieder tun“, setzt sie gleich hinzu.

„Schade“, meint Knebel, „ich dachte immer, Blumen dürfte man wirklich mit gutem Gewissen verschenken.“ Er versucht ehrlich, ein betrübtes Gesicht zu zeigen. Dann lacht er frei heraus: „Wissen Sie, Dorothea, ich bin nun einmal solch ein Blumennarr. Jeder Mensch hat seine Fehler, und dies ist meiner, was ich hiermit offen bekenne.“

„Es gibt schlimmere Fehler . . .“

„Vielleicht, und ich habe nicht versprochen, daß ich frei davon bin.“ Den Rechtsanwalt reuen seine Fehler offenbar nicht sehr, oder seine Fröhlichkeit ist stärker als die Reue. „Aber denken Sie, Dorothea, es gibt viele Menschen, die mir meine Nelken übelnehmen. Selbst der gute Kurt fand sie affig.“

Da ist nun der Name heraus!

Hätte Knebel ihn besser verschwiegen? Ach nein, es liegt wohl kein Grund dazu vor. Kurt war sein Freund, und er hat kein schlechtes Gewissen vor dem Toten. Als er sich damals, vor Jahren, plötzlich aus dem Freundeshause zurückzog, geschah es auf Grund eines ehrlichen Übereinkommens von Mann zu Mann, eine jener Abreden, die Frauen unverständlich bleiben müssen, weil sie stärker lieben und weniger ehrlich sind als Männer.

Nein, Knebel hat recht, Kurt mit in die Unterhaltung zu ziehen. Auch für Dorothea ist es leichter, sie fühlt sich in seiner Gegenwart dem Rechtsanwalt gegenüber freier, als in dieser verschwiegenen Heimlichkeit. Das Beklemmende der Stimmung ist gewichen.

Dann erzählt Knebel von Berlin, und es zeigt sich, daß er bunt und anschaulich zu berichten weiß. Obgleich er nicht alle Erlebnisse widergibt — wie sollte er auch bei den vielfältigen Farben, in der die Riesenstadt schillert — so entsteht doch vor Dorothea ein Bild der Weite, das sie beinahe neidisch macht. Wie klein ist die Welt einer Frau, eingeschlossen in die Grenzen des grauen Hauses, gegenüber der Freizügigkeit der männlichen Möglichkeiten.

Früher einmal, als Dorothea noch jung war, hatte auch sie geglaubt, auf den Flügeln ihres schnellen Geistes Raum und Ort überspringen zu können. Diese Wünsche sind nun begraben unter Pflichten, die Flügel eingemottet in Gewohnheiten. Aber unter Knebels Erzählungen scheint es Dorothea plötzlich, als habe sie etwas Unwiederbringliches verloren. Und wie immer, wenn die Einbildungskraft zu bunten Spielen lockt, verliert die Gegenwart ihre ehrlichen Werte.

Welch seltsamen Erfolg Knebel mit seinen Erzählungen hat! Dorothea möchte wieder jung sein, ein Wunsch, der ihr in dieser Deutlichkeit nie vor das Bewußtsein getreten ist. Bisher hat sie sich immer jung gefühlt, oder ist sie vielleicht einfach um ihre Jugend betrogen worden, ohne es zu bemerken?

Knebel ist inzwischen bei Herrn Rath angelangt. Er müßte kein Mann sein, wenn er hier nicht länger als nötig verweilen wollte. Dorothea muß ihm durch die gepolsterte Tür folgen, sie muß die Milchglasscheibe und die Fixigkeit der Inflations-Jünglinge bewundern. Denn auch Knebel bewundert sie.

Das ist wohl auch der Grund, weshalb er so ausführlich erzählt, und darüber vergißt, daß Dorothea eine Frau ist, die nichts von Devisen versteht und seine Begeisterung nicht teilen kann. Sie sieht nur die üblen Folgen der Geldentwertung für ihren Haushalt, und je länger Knebel erzählt, desto hoffnungsloser erscheint ihr ihre eigene Zukunft.

„Ist das nicht alles eigentlich schrecklich traurig?“ fragt sie zwischendurch.

„Gewiß, aber durch die Verhältnisse gegeben. Immerhin kann man als Mann viel in Berlin lernen. Denn schließlich kommt es doch darauf an, daß ein paar gesunde Zellen übrigbleiben für eine bessere Zukunft.“

Ja, als Mann! Darin liegt der ganze Unterschied! Dem Rechtsanwalt Knebel kann man es wohl zutrauen, daß er diese Zeit überstehen wird.

Vielleicht will er gerade diesen Eindruck erwecken, denn nun macht er eine Pause und bittet um die Erlaubnis, sich eine Zigarette anstecken zu dürfen. Dann sinnt er eine Weile hinter dem bläulichen Rauch her, um plötzlich und uner-

wartet mit einer einfachen Bitte daraus hervorzutreten.

Auch Knebel hat Sorgen. Bisher hat er sein Büro in seiner Junggesellenwohnung gehabt. Als er gerade umziehen wollte, kam der Krieg. Dann hat er alles umbauen und sich bescheiden müssen. Es ging auch ganz gut. Inzwischen ist aber der Umfang seiner Geschäfte so gewachsen, daß er zwei Angestellte hat, die sich zwischen den Aktenschränken kaum rühren können, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil der Papiere auf dem Boden untergebracht ist, was einmal unbequem und zum andern nicht einmal erlaubt ist.

„Langweile ich Sie mit meinem Kram, Dorothea?“

„Nein, durchaus nicht.“ Dorothea hat nur solch einen abwesenden Ausdruck gezeigt, weil ihr die gestrige Unterredung mit dem wortreichen Beamten eingefallen ist.

„Ich mache mich also strafbar“, fährt Knebel lachend fort, „ein Zustand, der für einen Rechtsanwalt auf die Dauer nicht tragbar ist! Nun habe ich mich überall nach neuen Räumen umgesehen, finde aber nichts Passendes. Es gibt ja nirgends Wohnungen.“

Dorothea nickt.

„Endlich bin ich auf den kühnen Gedanken gekommen, einmal bei Ihnen anzuklopfen, ob Sie vielleicht daran denken, einen Teil Ihres Hauses zu vermieten?“

Dorothea sieht den Rechtsanwalt forschend an, aber in seinem Gesicht ist nichts anderes zu lesen als vielleicht ein wenig Verlegenheit, was nach Lage der Dinge ja verständlich ist.

„Sonderbar“, meint Dorothea, „gerade gestern war ein Beamter vom Wohnungsamt hier um mich ebenfalls zu veranlassen, zu vermieten . . .“

„Und was haben Sie gesagt?“

„Gar nichts. Was soll ich machen? Ich werde mich wohl fügen müssen.“

„Das nenne ich einen glücklichen Zufall! Sagen Sie doch, Dorothea, ist das nicht geradezu ein Fingerzeig des Schicksals? Ich suche ein Unterkommen und Sie werden gezwungen, zu vermieten. Dagegen können Sie sich doch wirklich schwer wehren . . . Oder würden Sie lieber fremde Menschen ins Haus nehmen?“

„Nein“, sagt Dorothea ehrlich, „nur ist mir der Gedanke so neu. Und ich finde, es stimmt alles ein wenig zu gut zueinander, so als ob da eine planende Kraft an der Arbeit wäre . . .“

„Warum sollte eine solche Kraft nicht zwei Menschen wie Ihnen und mir helfen? Ich finde, wir sollten nicht viel fragen und ihr dankbar sein. Ich jedenfalls wäre es von Herzen!“

Dorothea meint, sie könne sich nicht so schnell entscheiden.

„Bedenken Sie bitte, daß ich mich jeden Tag strafbar mache, den ich länger in meiner alten Wohnung bleibe. Das wollen Sie doch sicher nicht . . .?“

Auch Dorothea muß lachen. Nein, das wolle Sie nicht. Und nach einigem Hin und Her erklärt sie sich einverstanden, vorausgesetzt, daß das Wohnungsamt zufrieden ist.

„Dafür werde ich sorgen“, verspricht Knebel, und dann will er sich gleich die Zimmer ansehen. Ach, er ist wirklich sehr tüchtig, dieser Rechtsanwalt, fast zu tüchtig, denn im stillen hat Dorothea nicht so ganz daran geglaubt, daß es ihm nur um die neuen Räume zu tun sei. Aber Frauen beziehen ja immer alles auf sich, warum sollte Dorothea eine Ausnahme machen?

Knebel jedenfalls hat nur Augen für die Möglichkeit, seine Akten unterzubringen, er stellt im Geist schon die Schränke auf, während sie durch den oberen Stock wandern.

Alles weitere geht dann sehr schnell. Schon am nächsten Tag kommt der Entwurf zu einem Mietsvertrag. Knebel schlägt eine der Zeit entsprechende Summe vor, und um eine Beständigkeit in das Verhältnis zu bringen, hat er den Betrag gleich in entsprechende Zentner Kohlen umgerechnet, wie man das heute allgemein macht. So behauptet er wenigstens.

Dorothea sieht die Berechtigung ein und denkt, daß es eigentlich angenehmer sei, geschäftliche Dinge mit Geschäftsleuten zu regeln, als mit Brüdern . . .

Auch das Wohnungsamt ist einverstanden. Und so zieht der Rechtsanwalt Knebel denn in das graue Haus. — — —



Michael Willmann (1630–1706):
Der hl. Jacobus Major bekämpft die Mauren

Es stellt sich heraus, daß Frau Sieberts vergifteter Pfeil tatsächlich auf sie selbst zurückgesprungen ist.

Äußerlich ist Dorothea nun sichergestellt, wie die Menschen sagen, die sich immer noch nicht abgewöhnt haben, zu glauben, es gäbe eine Versicherung gegen das Schicksal. Und so gefährlich solch ein Glaube auch ist, soviel steht fest, daß sie zunächst einmal Atem holen kann für die schwere Zeit, die ihr noch bevorsteht.

Selbst Malchen hat sich unter den veränderten Bedingungen mit der Vermietung des oberen Stockwerks abgefunden. Es kommt allerdings hin und wieder vor, daß sie umsonst zur Haustür läuft, weil die Menschen sich in der Klingel geirrt haben und anstatt bei dem Rechtsanwalt bei Frau Palzow läuten. Dann ist Malchen immer sehr ärgerlich, bis sich auch hierin ein Ausweg findet. Wozu braucht eine Witwe überhaupt eine Glocke an der äußeren Haustür? Sie wird einfach entfernt. Eine Selbstverständlichkeit ist das eigentlich, und nur Dorothea fühlt einen Stich im Herzen, denn es ist das letzte äußere Zeichen gewesen, das an Kurt erinnerte.

Nun hat die Zeit es verwischt und das Leben geht weiter. Der neue Mieter benimmt sich sehr rücksichtsvoll, das muß man sagen. Es ist vorderhand wenig mehr von ihm zu bemerken, als daß in gewissen Zwischenräumen ein Strauß dunkelroter Nelken in Dorotheas Wohnung zu finden ist, allerdings nicht mehr in Malchens Zimmer, sondern dort, wo er hingehört. Knebel selbst aber läßt sich nicht sehen. Vielleicht wartet er auf eine Einladung.

Dorothea kann sich nicht dazu entschließen, obgleich sie selbst über ihre Undankbarkeit beschämt ist. Aber gegen die Nelken wehrt sie sich nicht mehr.

Es besteht auch keine Gefahr, daß sie zu neuen Zwischenfällen Anlaß geben könnten. Frau Siebert meidet das graue Haus, den Rechtsanwalt eingeschlossen. Sie hat sich vorgenommen, ihn mindestens dreimal bitten zu lassen, und bisher steht das dritte Mal noch aus. Nun reut ihr eigener Entschluß sie schon, doch vorläufig bleibt sie ihm treu. Inzwischen hat sie ihre ganze Tatkraft auf ihren Mann gerichtet und es ist ihr gelungen, ihn tatsächlich zu einer Reise zu bewegen, — zwar nicht nach Berlin, aber immerhin nach Königsberg. Und von dort ist sie als erste Dame der kleinen Stadt mit einem Bubikopf zurückgekommen.

Wißt ihr eigentlich, was das heißt? Wohl kaum, denn die Gewohnheit ist ein strenger Gesetzgeber. Sie befiehlt unter anderem dem Gedächtnis unbeschränkt, und was gestern noch ein Verbrechen war, kann heute eine Selbstverständlichkeit sein.

Damals war Frau Sieberts Unterfangen ein Verbrechen, klipp und klar, nichts weiter. Es schlug dem Anstand der kleinen Stadt geradezu ins Gesicht. Man begnügte sich nicht, den armen alten Apotheker seiner Frau wegen zu bemitleiden, die offenbar mehr Anlage zu einer „Person" als zu einer Dame hatte, nein, man beriet allen Ernstes, etwas gegen diese Herausforderung zu unternehmen.

Zur Ehre des Stammtisches sei allerdings festgehalten, daß die Männer von Anfang an kaum etwas gegen Frau Sieberts Neuerung einzuwenden hatten, und selbst der alte Oberst, dieser Hort der Überlieferungen, konnte sich deutlich erinnern, daß früher einmal jedes gute Pferd einen abgeschnittenen Schwanz trug!

Aber die Damen waren nicht so schnell zu beruhigen. Vor allem Frau Dr. Marsch fand die Gelegenheit ausgezeichnet, um von sich reden zu machen. In ihrer Eigenschaft als Vorsitzende des Frauenvereins beratschlagte sie allen Ernstes mit den übrigen Damen des Vorstandes, ob Frau Siebert noch weiterhin der Mitgliedschaft für würdig befunden werden könne oder nicht. Natürlich geschah dies nicht in einer öffentlichen Sitzung — Frau Dr. Marsch legte durchaus keinen Wert darauf, es mit Frau Siebert zu verderben — aber sozusagen unter der Hand wurde eine Abstimmung vorgenommen. Sie führte aber nur zu dem Ergebnis, daß man Frau Sieberts Verhalten wohl mißbilligen, aber nicht öffentlich brandmarken dürfe, weil der Glanz der Adlerapotheke auch die übrigen Damen blendete. Und so verebbten die Wellen langsam wieder.

Aber es ist leider nicht zu leugnen, daß Frau Sieberts kurzgeschnittenes Haar die Gemüter zeitweise weitaus mehr erregte, als die verzweifelte Lage des Vaterlandes. Dabei kann man den Damen des Vereins nicht absprechen, daß sie wirklich glaubten, mit ihren langen Haaren wertvolle Güter ihres Frauentums zu schützen, so bedauerlich dieses mangelnde Unterscheidungsvermögen zwischen klein und groß auch sein mochte.

Dorothea erfuhr nicht einmal hiervon etwas, denn sie war nicht Mitglied jenes Vereins. Kurt mochte im allgemeinen den Zusammenschluß von Frauen nicht, und das hatte genügt, um sie davon fernzuhalten.

Für sie verliefen also diese Sommermonate nicht viel anders, als läge das graue Haus nicht in der Hindenburgstraße, sondern auf jener Insel im großen See, die man vom oberen Stockwerk aus liegen sah.

Nicht einmal aus Lindenhof hörte sie etwas, Karl war verreist, und wenn Dorothea hin und wieder zu dem Kiefernhügel hinausfuhr, so wußte auch Tante Mary zu ihrem Bedauern nicht viel Neues zu erzählen. Allerdings schien es Dorothea, als ständen die Felder schlechter als gewöhnlich, kein Zweifel, sie hatte noch nie soviel Disteln in dem Weizen gesehen. Aber vielleicht lag dies am Wetter. Es wurde ja allgemein darüber geklagt und viele sagten, der Herrgott habe das Land im Stich gelassen, weil es sich nicht mehr nach seinen Geboten richtete. Aber es gibt ja in allen Zeiten Menschen, die glauben, allein den Zugang zu den Offenbarungen des Allmächtigen zu besitzen. Und es ist sonderbar, daß gerade sie sich nicht vor seiner unerforschlichen Weisheit in Demut beugen, sondern für sich das Recht in Anspruch nehmen, mit ihrem Unverstand sein weites Gesetz verengen zu dürfen, als gäbe es ein Gebot, das da heißt: Richtet, damit ihr nicht gerichtet werdet . . .

Wie dem auch sei, so schlecht war die Lage in Lindenhof wohl doch nicht. Denn plötzlich haben die Maler und Klempner der kleinen Stadt ja alle Aufträge, so daß sie in Sorgen geraten, woher sie Farbe und Leim, Rohre und Zinkblech bei der allgemeinen Warenknappheit besorgen sollen.

Karl ist zurückgekommen und wünscht, daß in kürzester Zeit ein behagliches Nest für seine junge Frau fertig wird. Melanie hat ganz klare Wünsche geäußert, selbstverständlich sollen sie möglichst genau erfüllt werden. Es gehen viele Gerüchte darüber durch die Gegend, aber natürlich ist alles maßlos übertrieben.

Man spricht von einer unbestimmten, aber sehr großen Zahl von Badezimmern, die eingebaut werden, dabei sind es in Wirklichkeit nur zwei. Es ist auch nicht einmal erwiesen, ob Tante Mary wirklich den alten Kaiser als Kronzeugen angeführt hat, um sich gegen diesen Luxus zu wenden. Und schließlich hat sich ja seit der Zeit des alten Kaisers einiges geändert, wenn viele Menschen es auch nicht wahrhaben wollen.

Karl läßt sich jedenfalls durchaus nicht beirren, er zeigt in diesem Fall eine ungewöhnliche Tatkraft. Ja, er überwacht selbst mit peinlicher Genauigkeit alle Ausführungen, und wer es bisher nicht geglaubt hat, lernt es schnell einsehen, daß aus dem Junggesellen ein guter Hausvater werden wird mit einem gewissen Hang zur Kleinlichkeit, wie sie nun einmal Männern eigen ist, wenn sie sich um Dinge des täglichen Lebens kümmern.

Übrigens sieht man das Auto des Rechtsanwalt Knebel in dieser Zeit häufig vor dem Gutshaus in Lindenhof stehen, ohne daß es bekannt würde, was für Geschäfte die beiden Männer zu bereden haben. Es liegt wohl in der Zeit, in dieser Auflösung alles Bestehenden, daß auch ein Gutsbesitzer kaum mehr den Beistand eines erfahrenen Rechtssachverständigen entbehren kann. Und Knebel wieder ist ja bekannt dafür, daß er seine Hände überall dort hat, wo überhaupt etwas zu fassen ist.

So liegt es nahe, daß er Dorothea eines Tages aufsucht und sie fragt, ob sie ihm nicht die Freude machen wolle, ihn nach Lindenhof zu begleiten. Er selbst habe diesen Gedanken nicht gewagt, fügt er gleich hinzu, aber Karl lasse schön bitten, er möchte der Schwester gern zeigen, wie hübsch das alte Haus werde und wie gesagt, die Gelegenheit biete sich sozusagen von selbst an.

Dorothea lehnt die Einladung ohne triftigen Grund ab.

Ob er nicht wenigstens Klaus und Peter mitnehmen könnte, denen würde solch eine Fahrt sicherlich Freude machen? Was Jungens?

Das ist ein Wort zur rechten Zeit. Schon hängen die beiden am Hals ihrer Mutter: „Bitte, bitte, Mutti, ach bitte erlaub es doch nur einmal!"

Dorothea kann es nicht abschlagen. Aber sie hat den ganzen Tag keine rechte Ruhe, bis die beiden wieder zurück sind, noch etwas verschwitzt und über und über voll Frohsinn und Landluft. Ganz durchsonnt sind die Knaben.

„Mutti, es war zu schön!"

Was ist dieser Rechtsanwalt doch für ein netter Mensch, der eine Absage nicht übelnimmt und gleich daran denkt, zwei Kindern dafür eine Freude zu machen! Dorothea ist fast ein wenig eifersüchtig, denn sie muß einsehen, und zwar unter einer plötzlichen Erleuchtung, daß sie ihren Jungens doch nicht alles ersetzen kann, zum Beispiel nicht solch einen Nachmittag voll männlicher Ungebundenheit.

Sie überwindet diese kleine Anwandlung und bittet Knebel zum Dank zum Abendbrot. Der aber hat zu seinem größten Bedauern gerade heute keine Zeit, er muß noch einmal wegfahren, dieser vielbeschäftigte Mann.

„Ein andermal von Herzen gern!" Dabei macht er solch ein ehrlich betrübtes Gesicht, daß Dorothea wirklich ein hartes Herz haben müßte, wenn sie nicht die nächste Gelegenheit benützen würde, seinen Wunsch zu erfüllen.

Solch eine Gelegenheit bietet sich bald. Karl hat sich nämlich gegen alle Gewohnheit bei seiner Schwester angesagt. Das ist einmal ein netter Gedanke, warum ist er eigentlich nicht schon einmal früher darauf gekommen? Es ist nun einmal so, daß ein Gutsbesitzer wohl gelegentlich in die Großstadt oder auch in ein Bad fährt, wenn es ihm zu eng ums Herz wird, weil die ewige Gleichheit der Weite ihn bedrückt, daß er aber selten oder nur zum Vergnügen in die nächste kleine Stadt fährt, nicht einmal, wenn seine Schwester dort wohnt.

Karl hat nichts Besonderes mit Dorothea zu besprechen. Es sind wohl nur die Freude und die Erwartung, die ihn treiben, wie ein Kind nicht gern allein ist am Vorabend eines Festes. Und es mag hinzukommen, daß die ungewohnte Geschäftigkeit, das viele Planen und die persönliche Anteilnahme am Geschehen diesen Mann aus der Einsamkeit seines müden Verzichts in die farbige, lebendige Welt zurückgebracht haben. Wie Malchen schon sagte: Mit der Liebe kommt erst der richtige Saft in den Mann . . .

Jedenfalls hat Karl viel zu erzählen. Und jede Einzelheit erscheint ihm ungeheuer wichtig. Nichts vergißt er.

„Ja und denke Dir, Melanie wünscht sich so sehr eine ganz leichte Blumengirlande als Abschluß für die Tapete ihres Schlafzimmers. Ich finde aber nichts rechtes. Mir scheint das alles zu schwer. Sie ist doch solch ein kleines Vögelchen. Ich möchte so etwas aus dünnen Zweigen haben, weißt du, so daß eine Blaumeise darauf schaukeln möchte. Kannst du mir nicht einmal helfen aussuchen? Ich habe die Muster mitgebracht."

Es ist leider unmöglich, in den Vorlagen etwas zu finden, worauf eine Meise schaukeln möchte. Auch Dorothea weiß keinen rechten Rat. Schließlich einigen die Geschwister sich darauf, überhaupt keine Girlande zu wählen, sondern einen oder zwei einfache dünne Striche in Rotbraun, eine Art Spalier.

„Wird das auch nicht wie ein Käfig aussehen?"

Ach dieser Kerl! Er ist so erfüllt von den Sorgen um Melanies Wohlbefinden, daß er gar nicht bemerkt, wie Dorothea immer stiller wird. Und sie wird sich hüten, ihn daran zu erinnern, wie schwer seine leichten Zukunftsträume auf ihr lasten, deren Glück in der Vergangenheit ruht.

Er würde es vielleicht nicht einmal verstehen, oder die Scham würde ihm seine ganze Freude zerstören. Wie ein Schmetterling sitzt er in der Larve seiner Verliebtheit.

„Ja, Dochen, und Anfang September muß alles fertig sein! Wir heiraten in Berlin. Das ist nicht schön, aber die arme Melanie hat doch kein Zuhause mehr. Ist es nicht überhaupt sonderbar, daß wir beide keine Eltern mehr haben? Vielleicht

passen wir gerade deshalb so gut zueinander... Jedenfalls mußt du dich einrichten, am 6. September zu meiner Hochzeit nach Berlin zu kommen. Es kann sich höchstens um eine Woche verschieben."

Dorothea schüttelt den Kopf.

„Du willst mir doch nicht absagen? Dochen, das gibt es einfach nicht!"

„Karl, ich kann doch nicht..."

„Aber Do, dein einziger Bruder heiratet und du kannst nicht dabei sein? Willst du mir das wirklich antun? Melanie wäre ja tottraurig..."

„Karl, — ich habe doch Trauer."

„Natürlich, Dochen, aber wir feiern ja auch nicht, wie man früher eine Hochzeit gefeiert hat. Und du brauchst ja nur in der Kirche zu sein und hinterher beim Essen."

„Karl, im September kann ich wirklich nicht mehr..."

„Was heißt das, nicht mehr?"

Dieser Karl, hat er es wirklich noch nicht bemerkt, daß Dorothea ein Kind erwartet? Melanie hat es ihm doch sicherlich gesagt? Aber er ist ja ganz außer Rand und Band. Er sieht und hört nicht, was um ihn vorgeht.

Und als Dorothea es ihm nun sagen muß — es fällt ihr schwer genug — da macht er ein Gesicht, als sei ihm die ganze Ernte verregnet. Nein, darüber würde er nicht einmal so niedergeschlagen sein. Er findet überhaupt keine Worte.

Wie immer zur rechten Zeit ist Dorotheas Schutzgeist zur Hand. Lange hätte sie das nicht mehr ausgehalten. Malchen kommt in ihrer ganzen schlichten Würde und zwingt Karl zur Beherrschung. Der Anlaß ist, daß die beiden Kleinen Abendbrot essen müssen.

„Willst du mitkommen?" fragt Dorothea.

Karl kommt mit. Er hat sich eigentlich nie um kleine Kinder gekümmert, ja er hat wohl überhaupt keine Ahnung von dem Leben seiner Schwester, obgleich er sie so liebt. Und er bemerkt mit Erstaunen, wie überflüssig er in dieser Umgebung ist.

Dorothea ist jetzt nicht mehr seine kleine Schwester, sie ist hier die Sonne, die für alle scheint und eine kleine Welt erwärmt. Und er mitsamt Melanie, Lindenhof und der Hochzeit, alle diese wichtigen Dinge, stehen außerhalb...

Es ist nur gut, daß Knebel zum Abendbrot kommt. Er ist der geeignete Mann, um Karls nachdenkliche Stimmung zu verscheuchen. Wie fröhlich er gleich die Kinder zu nehmen weiß, kaum daß er im Zimmer ist!

„Na Peter", sagt er, „wann besuchen wir wieder einmal den alten Peter?"

Peter lacht ein wenig verlegen.

„Au weh, das durfte ich wohl gar nicht erzählen? Oder weiß Eure Mutter schon, daß der Esel, wie er mich sah, gleich gewiehert hat, weil er den Bruder erkannte?"

Natürlich weiß Dorothea es, wie könnten die Knaben so etwas verschweigen?

„Ja, ja, das Schlechte spricht sich immer schnell rum." Knebel stellt es betrübt fest, „aber, Dorothea, das muß ich schon sagen, Ihre Jungens haben wirklich Schneid!"

Solches Lob hören nicht nur Klaus und Peter gern.

„Ja, und das nächste Mal machen wir ein Wettrennen. Der eine Esel gegen den anderen. Das heißt, da müßte eigentlich Ritter Karl auch mitmachen."

Karl findet Knebel nicht so komisch, aber gegen das Lachen der Kinder kommt auch er nicht an. Und so setzt der Rechtsanwalt seine billigen Witze noch eine Weile fort.

Nach dem Abendbrot wird dann „Mensch ärgere dich nicht" gespielt. Dorothea mag dies Spiel nicht, das von der Mißgunst lebt. Aber von ihren Kindern läßt sie sich doch ganz gern herauswerfen, vor allem, da die beiden sie gern schonen, um alle Kräfte gegen Knebel einzusetzen. Er verliert denn auch und die kleinen Sieger gehen glücklich ins Bett.

Dieser Knebel ist eben zu allem zu gebrauchen, und das Sonderbare ist, daß er sich bei seinen Späßen selten etwas vergibt, weil er wirklich von Herzen fröhlich ist. Dorothea vergißt ganz, weshalb sie seinem Besuch mit solch untergründiger Unruhe entgegengesehen hat...

Später ist selbstverständlich wieder von Karls Zukunftsplänen die Rede, in seiner Gegenwart ist das nicht zu vermeiden.

Knebel hört eine Weile geduldig zu, dann sagt er unverhofft: „Sie sind wirklich ein mutiger Mann, Ritter Karl!"

„Wieso?"

„Weil Sie es fertiggebracht haben, sich überhaupt zu dieser Ehe zu entschließen. Wenn ich solch eine Schwester wie Sie hätte, ich würde nie eine andere Frau heiraten."

„Na, na!" sagt Karl.

„Oder vielleicht gerade", sinniert Knebel weiter, „wahrscheinlich haben Sie recht. Ich kann das wohl nicht beurteilen, weil ich keine Schwester gehabt habe."

„Das ist sehr schade..." sagt Dorothea, ohne es zu wollen.

„Ja, ich glaube es auch, irgendein kluger Mann hat einmal gesagt: man merkt es jedem Mann sein Leben lang an, ob er mit einer Schwester aufgewachsen ist, oder nicht. Die Männer in meiner Lage sehen in der Frau immer ein Wunder, sozusagen den Sonntag, während der Bruder in der Schwester auch den Kameraden kennenlernt."

Karl nickt zustimmend. „Da haben Sie wohl ausnahmsweise einmal recht, Knebel. Ich halte im allgemeinen nicht viel von neuen Begriffen. Sie klingen meist gut und verdecken dabei nur billige alte Weisheiten. Aber daß man die Ehe heute auf die Grundlage der Kameradschaft gestellt hat, ist wirklich ein Schritt vorwärts."

„Sie sind anderer Ansicht, Dorothea?" Knebel hat sie nicht aus dem Auge gelassen und ihre Ablehnung deutlich gespürt.

Aber Karl ist noch nicht fertig. „Es ist doch ganz klar, daß ich mit solch einem behüteten Mädchen von früher nicht glücklich werden konnte. Wenigstens ist Melanie auch dieser Ansicht."

„Und Sie, Dorothea?" beharrt Knebel.

„Ich glaube", Dorotheas Augen suchen unwillkürlich das Bild von Kurt im Halbdunkel hinter dem Schreibtisch, „daß keine Frau davon glücklich wird, wenn man ihr den kleinen Thron nimmt, von dem sie ungefährdet etwas Sonntagsfreude verschenken kann." Sie holt Atem, als wolle sie noch mehr sagen, schweigt aber, als sie Knebels Augen auf sich gerichtet fühlt.

„Aber höre, Do, gerade von dir hätte ich solch eine altmodische Ansicht nicht erwartet!"

„Du kennst mich vielleicht nicht so gut, wie du glaubst."

Nun schweigen alle drei. Es ist nicht zu leugnen, daß im Augenblick eine gewisse Gemeinschaft zwischen Knebel und Dorothea gegen den Bruder besteht. Diese Stimmung bleibt erhalten, bis Knebel sich verhältnismäßig früh verabschiedet...

Karl bleibt noch, er bleibt sogar bis spät in die Nacht. Er kann wohl einfach nicht nach Hause finden, aus einer gewissen unbestimmten Unruhe heraus. Wie ja überhaupt vieles an ihm so unklar ist, ohne recht eigentlich triebhaft genannt werden zu können.

Dorothea erfährt in diesen Nachtstunden Näheres über die Vergangenheit Melanies. Es ist nichts Welterschütterndes, was sie erfährt, höchstens der Stoff für einen kleinen, wenig glaubwürdigen Film.

Wer kennt nicht die Geschichte von dem armen Beamtentöchterlein, das im dürftigen Kleidchen zu einem Ball geht und dort dem strahlenden Glanz einer fremden Welt erliegt?

Melanie ist vielleicht ein Opfer des Krieges, der im kleinen Österreich alles vernichtet hat, woran die Freude und der Stolz der Eltern hing. Nun zeigt sich die Möglichkeit, die Tochter in die Sicherheit eines großen Vermögens und eines Landes zu verheiraten, in dem nicht alle Grundfesten erschüttert sind.

Die Eltern danken Gott für diese Offenbarung seiner Güte und tun das ihrige, Melanie in die Ehe mit diesem ältlichen Herrn von Prisorni zu schieben. Und als ob nur die Sorge um das Kind ihren Lebenswillen aufrecht erhalten habe, schließen beide kurz nach der Hochzeit die Augen.

Den Verlauf der Ehe kann man sich leicht denken. Die junge Frau, mit ihren siebzehn Jahren, fast ein Kind noch, wird von ihrem Mann einerseits dem Leben ferngehalten, das in schillernden Farben um sie her lockt, andererseits nur mit überflüssigem äußerem Luxus dafür entschädigt. Kein Wunder, daß in solch schwüler Kellerluft zugleich mit der erwachenden Lebenslust der Freiheitsdrang

immer stärker heranreift. Nein, sie hat sich gar nichts dabei gedacht, als sie eines Tages dem alten Herrn von Prisorni wegläuft. Auch Karl findet nichts dabei. Aber es genügt für den Ehemann, die Scheidung durchzusetzen und seiner Frau die Schuld zuzuschieben.

Ein Glück nur, daß Melanie inzwischen die Gräfin Xenia kennengelernt hat, die sich ihrer nach diesem Abenteuer wie eine Mutter annimmt, bis ihr endlich in deren Hause das wahre Glück begegnet.

„Das Leben hat viel an ihr gesündigt", meint Karl, „aber jetzt werde ich es wieder gutmachen."

„Ja", gibt Dorothea zu, „es ist schon eine sonderbare Zeit, in der wir leben. Es scheint fast, als müßten wir alle erst große Umwege machen, um zu uns selbst zu finden..."

„Du doch nicht, Do!"

„Doch Karl, oder glaubst du vielleicht, Vati oder Mammsi haben sich mein Leben so vorgestellt, wie es tatsächlich verlaufen ist? Wir können nichts dafür, aber es scheint in die ruhige Entwicklung der Generationen ein Knick gekommen zu sein, nicht viel anders, als der Krieg ihn in das Leben der Völker gebracht hat."

„Ich glaube das nicht, Do. Du legst da mehr hinein, als tatsächlich vorhanden ist. Man soll von Einzelfällen nicht verallgemeinern. Ich jedenfalls fühle mich gar nicht außer der Reihe."

So gleitet das Gespräch von Melanies Schicksal wieder ins allgemeine ab. Aber nun ist Karl endlich müde und hat keine Lust mehr, noch tiefer zu schürfen.

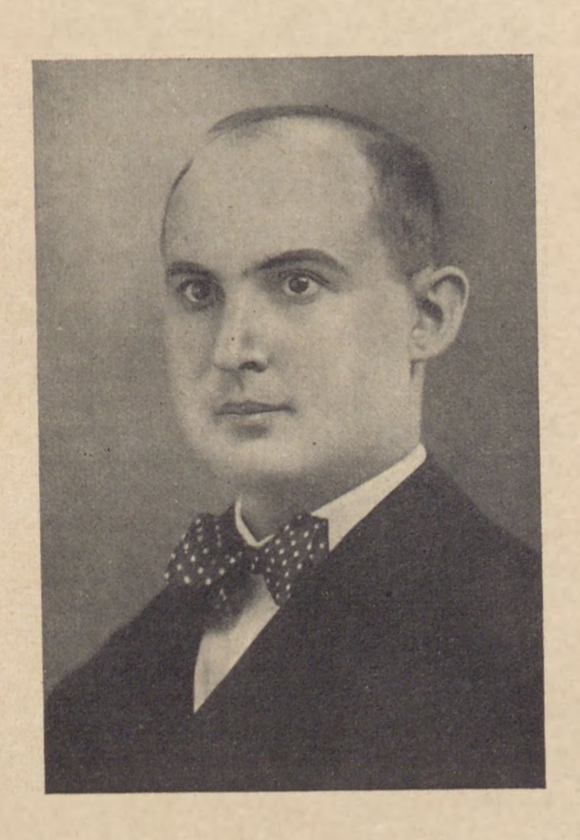
Dorothea möchte ihm vielleicht manches sagen, das unausgesprochen zwischen ihnen liegt und erst in einer längeren Unterhaltung von der Schicht geschwisterlicher Rücksicht befreit werden könnte. Doch was soll sie eigentlich in dürren Worten gegen Melanie vorbringen? Etwa dies, was ihr auf der Zunge liegt: „Karl, sie macht dich nicht gut!" Der Augenschein würde gegen sie sprechen, und Karl würde sie nicht verstehen, denn er fühlt sich ja gerade in der Rolle des Beschützers, in der die besten Triebe im Mann wach werden...

So muß denn Karl seinen Weg gehen, und es ist vielleicht kein Zufall, daß Dorothea nicht an der Hochzeit teilnehmen kann und daß sie gerade auf den Tag fällt, an dem in der Hauptstadt die Löhne nicht voll ausgezahlt werden können, weil die Notenpresse mit der Entwertung nicht mehr Schritt halten kann, so daß die kleine Feier ganz unter dem Eindruck des völligen Zusammenbruchs steht.

Wird fortgesetzt.

Dichter des Ostens

Peter Barth



Blumenthal, wo ich im Jahre 1898 die Welt erblickte, liegt nur zweieinhalb Wegstunden entfernt von Guttenbrunn, wo unser größter Erzähler und der Erwecker der Schwaben geboren wurde. Es liegt etwas auf der hügeligen Landschaft, was zum Sinnen, zum Träumen verlockt; die Blicke der Menschen hier wandern nicht nur weit und hemmungslos in die endlose Tiefebene dahin, sie bleiben auch haften an den blauen Zügen der Siebenbürger Berge, dahinter tief und breit die älteren Sachsenbrüder siedeln.

Diese Landschaft erweckte in mir schon als Kind die Bilder und Gesichte, die mich nun zur Feder greifen ließen. Und dann war es noch die zwingende Pflicht, die mich schaffen hieß, dem Schwabenvolke zu zeigen, daß es geistig auch den Anspruch erheben kann, gehört zu werden und am großen Volkswerden des Gesamtdeutschtums mitzuwirken. Wir sind ein jungerwachtes Volk, wir wurden vom Rande des Abgrunds emporgerissen in das Licht der großen deutschen Volksgemeinschaft. Und wir müssen bauen, wo andere Volksgruppen schon vor alten Gebäuden stehen; wir müssen säen, wo andere schon das weiße göttliche Mehl verarbeiten; wir müssen uns an allen Enden erbittert wehren — sind wir doch eine umbrandete Insel — wo andere über starke Brücken zueinander gehen können.

Es ist mir der höchste Dienst, an meinem Volke — dem kleinen hier wie dem großen in aller Welt — auf diese Art bauen und schaffen zu können. Denn gibt es auf dieser Welt etwas Beglückenderes als sagen zu können: ich bin ein Deutscher?

Joseph Handl



Die Gegend des Böhmerwaldes, ein alter Erbhof, ist die Heimat meiner Väter. Ich aber bin ein Wiener Kind, um die Jahrhundertwende in der herrlichen Umgebung Wiens (Mödling) geboren. Mit 10 Jahren kam ich zum erstenmal in's Burgtheater, ich sah Kainz — und wollte Schauspieler werden. Die Ansicht meiner Eltern war jedoch, vorerst einen „richtigen" Beruf zu ergreifen, was ich denn auch nach Abschluß meiner Schulstudien tat. — August 1916 rückte ich als Frontdiensttauglicher zum Heere ein, erkrankte bei Trient lebensgefährlich. — Hatte mich schon als Neunjähriger eine wildschweifende Leseluſt ergriffen, so war ich jetzt, als langsam Genesender diesem Genusse erst recht dahingegeben. Ich versuchte auch, wie schon als Knabe, selbst Gestalten und Bilder, die meiner Phantasie als würdige Gegenstände erschienen, dramatisch zu formen, aber am Ende legte ich selbst einen so strengen Maßstab an das Hervorgebrachte, daß ich alles schamhaft verschloß oder vernichtete. — Nach dem Kriege folgte eine Reihe von arbeitsreichen Jahren in leitenden kommerziellen Stellungen. Meine Freizeit aber gehörte der Kunst, dem Theater. — Unerfüllt, unerlöst im Letzten waren diese Jahre, denn noch immer zweifelte ich an meiner künstlerischen Berufung. Den deutschen Frühling 1933 spürte ich wie viele meiner Kameraden im Blute wie keinen vorher gelebten; meine politische Tätigkeit begann. Dieser fünfjährige Kampf hat mich reif gemacht, er hat mir neben dem großen Glauben an die Erlösung unseres Volkes auch den Glauben an mein künstlerisches Schaffen gegeben. In meinem Roman „Kleist, Bildnis einer Seele", der demnächst erscheint, habe ich die Tragödie eines genialen Deutschen, der an der Möglichkeit verzweifelt, die Befreiung seines Volkes erleben zu dürfen, gestaltet. Mit Spannung erwarte ich das Urteil meiner Brüder im deutschen Nordosten, — denn es soll ihnen zeigen, bis zu welchem Grade es mir, dem Süddeutschen, gegeben ist, mich in die geheimnishafte Tiefe der norddeutschen Seele zu versenken. —

VOLK UND RAUM IM OSTEN

Südosteuropa und die Heimkehr Österreichs

System-Österreich als Bestandteil französischer Südostpolitik – Das Abbröckeln des französischen Einflusses – Der zerrissene Wirtschaftsraum Österreich wieder wirtschaftliches Bindeglied nach dem Südosten

Der polnische Musiker de Radwan, der während des Weltkrieges in engen Beziehungen zu dem österreichischen Diplomaten und späteren polnischen Botschafter Skrzynski stand, machte kürzlich in der französischen Zeitung „Jour" einige hochinteressante Enthüllungen über die habsburgischen Sonderfriedensangebote im Herbst 1918. Skrzynski habe — so berichtet Radwan — dem französischen Botschafter in Bern ein solches österreichisches Sonderfriedensangebot überreicht. In diesem Dokument habe Österreich um Gewährung eines Sonderfriedens binnen 48 Stunden gebeten. Verfasser dieses Schreibens an die alliierten Mächte war Graf Andrassy, der damalige österreichisch-ungarische Außenminister. Bemerkenswert ist, daß Andrassy sich nicht schämte, Frankreich darauf hinzuweisen, daß eine Aufteilung des Habsburger-Reiches Deutschland stärken werde, denn das dann verbleibende deutsche Restgebiet werde sich früher oder später dem Deutschen Reiche anschließen.

Damit hatten die Habsburger endgültig den Reichsgedanken ihrer Hausmachtpolitik geopfert und die Idee, die das zusammengewürfelte, unhomogene Habsburgerreich getragen hatte, preisgegeben. Diese Idee bestand doch, wenn man von dem äußeren Band der dynastischen Einheit absieht, ausschließlich darin, daß in diesem Vielvölkerstaat das Deutschtum als führendes Element auch nach dem Zusammenbruch des alten deutschen Kaiserreiches, Schildhalter des großen deutschen Reiches im Südosten bleibe, wie es das seit dem Mittelalter gewesen war. Basis dieser Idee waren die deutschen Gebiete Österreichs. Diese Basis hatten die Habsburger durch die fortgesetzte kulturelle, wirtschaftliche, politische und zahlenmäßige Schwächung des Deutschtums ebenfalls ihres Wertes entkleidet.

Der Vertrag von St. Germain zog somit durch die Auflösung des Habsburger-Reiches nur die letzte Folgerung aus dem Selbstzerstörungswerk einer ihrer Aufgabe entfremdeten Dynastie. Das Unrecht dieses Schanddiktats bestand ausschließlich in der Vergewaltigung des Selbstbestimmungsrechtes und in dem Zwang gegen ein Land, das schon innerhalb eines großen Reiches seine Fähigkeit verloren hatte, aus eignen Kräften tragfähige Basis zu sein, zu einer Selbständigkeit, die es auf ewig verhindern sollte, sein eignes Wesen zu erfüllen, nämlich deutsch zu sein im Dienste am Gesamtdeutschtum. Schon im Verbande des großen Habsburger-Reiches hatte es sich erwiesen, daß die bloße Anlehnung an den großen deutschen Mutterstaat nicht ausreichte, um dem Deutschtum die geistigen und politischen Bindungen an den Südostraum zu erhalten.

+

War die Zerschlagung der Donaumonarchie in den Friedensdiktaten also nur die Bestätigung einer innerlich schon mehr oder weniger vollzogenen Tatsache, so war demgegenüber die Aufrechterhaltung einer österreichischen Scheinunabhängigkeit ein Wahnwitz, ein Satyrspiel, dessen vorauszusehende und beabsichtigte Pointe der offene Konflikt zwischen dem Reich, Italien, den Nachfolgestaaten oder einigen dieser Nachbarn sein sollte. Man konnte in Paris und London behaglich den kommenden Dingen entgegensehen; Österreich ohne Anschluß in hochgepäppelter Unabhängigkeit bot die beste Gewähr, daß sich der Frieden weder im Süd-

osten noch in Mitteleuropa jemals konsolidierte. Österreich wurde zum wesentlichsten Stück des Ringes um Deutschland ernannt, ob es wollte oder nicht. Denn jedes Ausbrechen des Reiches aus diesem Ring feindlicher, über ihr erworbenes Gut eifersüchtig wachender Mächte mußte über Österreich führen und den Gesamtwiderstand hervorrufen, der sich an einer deutschen Aufrollung der polnischen, litauischen oder böhmischen Frage allein noch nicht mit Sicherheit entzündet hätte.

So war die Rechnung. Und man verließ sich überdies zunächst darauf, daß das kleindeutsche Programm von 1866, das seinen Namen — wie Bismarcks Handlungsweise in Nikolsburg und Wien so deutlich zeigte — völlig zu Unrecht trug, das Deutsche Reich von 1918 weiterhin ausschließlich beschäftigen würde.

Indessen Österreich, dessen staatliche Existenz nach dem Kriege so unberechtigt war wie nur je die Existenz eines Staates, ist heimgekehrt, ohne daß sich am Anschluß der allgemeine Krieg gegen Deutschland entzündete. Die Rechnung der Feindmächte von 1919 hatte nicht gestimmt. Deutschland hatte den Anschluß erst verwirklicht, als seine eigene innere Kraft die Sicherheit für einen guten Ausgang des Kampfes um die Sache Großdeutschlands bot.

+

Paris und London waren vor vollendete Tatsachen gestellt. Italien, die Macht, auf die man im Spiel um Österreich gebaut hatte, hielt der Freundschaft des Reiches die Treue. Und die Südoststaaten, die man als Wächter um Österreichs Selbständigkeit geglaubt hatte einsetzen zu können, waren der für Paris überraschenden Meinung, daß ein Widerstand gegen den Anschluß nicht nur zwecklos oder gefährlich, sondern sogar selbstmörderisch war. Denn sie hatten gelernt, daß mit der österreichischen Frage im Grunde das letzte Hindernis auf dem Wege zu einem behüteten Frieden des ganzen Südostraumes hinweggeräumt wurde.

So sehr Frankreich die österreichische Frage allein durch die Unabhängigkeitsgarantie als perpetuum mobile des Südostens erhalten glaubte, so sorgfältig suchte es durch verschiedene Nachstöße die neuen, mehr oder weniger von ihm hergestellten Staaten des Südostens in die Abhängigkeit von den Westmächten zu verstricken. Dazu dienten ihm einerseits eine großartig aufgebaute Kulturpropaganda, andererseits eine durch gegenseitige Besuchsreisen immer wieder zu Höhepunkten getriebene politische Propaganda und schließlich als wichtigstes Mittel der französische Großkredit für Rüstungen, Agrarüberschüsse, Industrialisierung und so fort.

Es war jedoch erstaunlich zu sehen, wie mit der Wiederherstellung der Macht in Deutschland und dem Wachstum des italienischen Prestiges dieser für so heilig gehaltene französische Einfluß schnell abbröckelte. Früher kamen die Titulescu, Benesch und Genossen nach Paris und machten Visite; seit die Südoststaaten Italien und Deutschland wieder als Komponenten in ihre Politik einsetzen konnten, kamen sie nicht mehr und erwarteten den französischen Besuch zu Hause: Barthou fuhr nach dem Südosten, bevor er als unseliger Verhandler südöstlicher Fragen ein doch nicht verdientes Schicksal an der Seite des auch von Deutschland bewunderten Alexander von Jugoslawien in Marseille erlitt. Der Königsmord in Marseille 1934 ließ schon Jugoslawien, dessen sich Frankreich wegen seiner drohenden Nachbarschaft zu Italien besonders sicher glaubte, aus der französischen Verklammerung langsam gleiten, nicht nur wegen des Mordes selbst, sondern vor allem wegen der Versuche Barthous, das französisch-sowjetische Bündnis auf dem Wege über eine Zwischengliederung der südöstlichen Staaten vorzubereiten. Das völlig antikommunistische Jugoslawien zog die Konsequenzen, bereitete die Verständigung mit Italien vor, die 1937 endgültig besiegelt wurde, und stärkte seine Freundschaft mit dem Deutschen Reich durch wirtschaftliche und politische Abmachungen, durch einen viel beachteten Besuch des Ministerpräsidenten Stojadinowitsch' 1937 in Berlin, durch Abkommen über die Pressezusammenarbeit und die Aufnahme der verschiedensten Arbeitsbeziehungen.

Verzweifelt über das Selbständigwerden aller Ost- und Südoststaaten — unterdessen war Titulescu gefallen, Polen hatte seine einseitige Bindung durch Nichtangriffsvertrag mit dem Reich gelockert, die Sirenengesänge an Ungarns Adresse versingen nicht — fuhr 1937 Delbos wiederum nach den Südoststaaten, doch nur Prag öffnete seine Türen, in Belgrad herrschte kühle Luft und

Bukarest quittierte den Besuch durch die Einrichtung eines autoritären Regimes unter Goga, der dann bald der Königsdiktatur Platz machte. Außer dem Besuch der Prager Freunde, wo aber auch nicht mehr alles zum besten stand, hätte Delbos ruhig nach Wien fahren sollen; er vergaß wirklich seine treusten Genossen, die in Form einer landesverräterische Regierung am Ballhausplatz saßen. Ergebnis der Delbos-Reise: Frankreichs Hegemonie über Südosteuropa war mehr als erschüttert, sie war beendet. Damit war auch die Unabhängigkeit Österreichs nicht mehr einsatzfähig für die französische Politik. Andere politische Beziehungen waren an Frankreichs Stelle getreten.

Der Gedanke, der für Italien dem System der römischen Protokolle mit Ungarn und Österreich zugrunde lag, war, den italienischen Anspruch auf eine Beteiligung am Güteraustausch Südosteuropas geltend zu machen und sich die Rückendeckung zu schaffen, die der „Gefangene des Mittelmeeres" damals noch nicht im Deutschen Reich gefunden hatte. Es galt für Italien, den feindlichen Ring der Kleinen Entente zu sprengen, in dem es ihm seinerseits den Ring der Protokollstaaten um Jugoslawien entgegenstellte. Das gelang nicht zuletzt, weil Frankreichs ungeschickte, ja verbrecherische Sowjetpolitik Jugoslawien zu einer Verständigung mit Italien und damit auch zu einem freundschaftlicheren Verhältnis zu Ungarn und Österreich kommen ließ. Trotzdem blieb für Jugoslawien die Gefahr, daß die legitimistischen Bestrebungen in Österreich, in kleinerem Maße auch in Ungarn einmal zur Restauration der Habsburger führen könnten. Das hätte nicht etwa die freundschaftlich-helfende Wiederkehr der Deutschen zu ihrer südosteuropäischen Aufgabe, sondern vielmehr die Rückkehr dynastisch-imperialistischer Politik ohne jeden völkischen Charakter bedeutet. Die völkische Regelung war aber die Grundthese der Zerschlagung der Donaumonarchie gewesen, wenn auch der Grundsatz der Volk-Raum-Einheit durch die Abgrenzung der Nachfolgestaaten nur in kümmerlicher Weise eingehalten worden war. Politisch wurde also die österreichisch-jugoslawische Nachbarschaft trotz der jugoslawischen Verständigung mit Italien nicht freundnachbarlich, sondern blieb kühl und korrekt, wie sie es vorher zu Zeiten der französischen Hegemonie auch schon gewesen war.

Um ihr reichsfeindliches Programm durchführen zu können, mußte die Wiener Regierung andere Freunde suchen, die den Legitimismus, so unangenehm er ihnen war, in Kauf nahmen, um die Wiener Politik zunächst einmal gänzlich von Deutschland zu trennen: Prag erschien, Gespräche wurden zwischen Wien und Prag gepflogen, während das Sudetendeutschtum blutete. Etwas anders hatten wir uns die deutsche Aufgabe im Südosten vorgestellt. Prag trat für Frankreich und im Rahmen des französisch-tschechisch-sowjetischen Paktes in die Garantie für Österreichs Unabhängigkeit und für die weitere Verhinderung des südosteuropäischen Friedens durch die Erhaltung der österreichischen „Frage" ein. Die Wiener Regierung war damit auf dem Höhepunkt ihres Verrats am Deutschtum angelangt. Das Sudetendeutschtum wandte sich nun ohne Ausnahme dem Reiche zu, dem alleinigen Wahrer des gesamtdeutschen Gedankens. Die Prager Regierung glaubte einen guten Schachzug getan zu haben und hat doch nur ihr Schicksal damit besiegelt. Sie tauschte für einen zeitlich als kurz vorauszusehenden Bund mit der Wiener Regierung die Zusammenfassung des Sudetendeutschtums und die erhöhte Wachsamkeit des Reiches an seinen böhmischen Grenzen ein. Ein schlechter Tausch, den sie heute bereut.

Das nationale Ungarn beobachtete diese politische Wandlung in Wien, dieses ängstliche Hindundher einer Regierung ohne Volk, mit Sorgfalt und zog die gleichen Schlüsse, die Stojadinowitsch schon gezogen hatte. Die drohende Verewigung des Kriegsherdes Österreich, die Gefahren, die von einer restaurierenden Vereinigung unter der Habsburger Dynastie kommen mußten, gaben Ungarn den klaren Blick für seine Möglichkeiten: diese hießen Distanz von Wien, selbst im Bündnis der Römischen Protokolle, Erhaltung der Freundschaft Italiens, Verbesserung der Beziehungen zu Jugoslawien. Die Erinnerung an habsburgische Verwaltungspraktiken lag den Ungarn im Blut, sie beherrschte und beherrscht den Alltag.

+

Die Übersicht über die Beziehungen der Südoststaaten zum Nachkriegsösterreich leitet in das wirtschaftliche Gebiet über, wenn es sich nicht mehr um Nachbarstaaten handelt: Rumänien, das als Teilhaber am alten

Habsburger Gebiet in Siebenbürgen und dem Banat, ebenfalls antirevisionistisch ist und andererseits zu Zeiten des festen Bundes der französischen Kleinen Entente auch an der Garantie der österreichischen Unabhängigkeit mitzuwirken hatte, rechnet doch heute in seinen politischen Beziehungen viel stärker mit dem Balkanbund, zu dem von den Nachbarn Österreichs nur Jugoslawien gehört, das vor kurzem seinen Frieden mit Rumänien endgültig schloß. Bulgarien und die anderen Mitglieder des Balkanbundes stehen schon völlig außerhalb des politischen Systems um Österreich und erhalten nur die wirtschaftlichen Beziehungen, die zum Teil noch aus der Zeit der Donaumonarchie stammen.

Ein kleiner Staat kann immer noch stark und aus sich heraus selbstbestimmend unabhängig sein wie die Schweiz, wenn er über eine ausgeglichene, rentable Wirtschaft verfügt. Wenn er aber wie Österreich nicht nur den Verlust des Krieges für ein großes Reich auf kleinstem Raum zu tragen hat, sondern auch seines gesamten Absatzgebietes beraubt wurde, so ist die Wirtschaft nur durch Umstellung gesund zu machen. Jedoch auch dies war in Rumpfösterreich nicht möglich: ein großer Teil des Landes ist unwirtschaftliches Hochgebirgsgebiet, ein großer Teil des Restes unfruchtbar und ohne agrarische Kraftreserven. Dagegen war vor dem Krieg Österreich das zentrale Industriegebiet der Donaumonarchie, das nun nach dem Krieg wie ein Kopf ohne Körper keine Existenzmöglichkeiten hatte und durch die schnell errichteten hohen Zollschranken nicht mehr ausreichende Wege des Absatzes fand. Der Fehler im Wirtschaftsgebäude der Donaustaaten wurden allen Staatengründern klar: daß man einen einheitlichen Wirtschaftsraum, der in der Donaumonarchie fast autark war, zerrissen hatte und nun das hochindustrialisierte, im Zeitalter der Nationalisierung der Südoststaaten nicht lebensfähige Österreich finanziell zu stützen hatte, um die Unabhängigkeit nicht an der Unwirtschaftlichkeit scheitern zu lassen. Andererseits wurden Staaten wie Ungarn, Jugoslawien und Rumänien gezwungen, ihre Agrarüberschüsse wie Sauerbier auszubieten, da Österreich längst nicht mehr alles aufnehmen konnte. Mit den geringen Einkünften aus den Agrarüberschüssen wurden Industrien der Erst- und Zweitproduktion in diesen Staaten geschaffen, die ihrerseits den Austausch zwischen Agrarüberschüssen und Industriewaren aus Österreich oder dem Reich verhindern halfen. Ein peinlicher circulus vitiosus, geboren aus der Zerreißung des Wirtschaftsraumes, der Aufrichtung der Zollmauern und den Nationalisierungsbestrebungen der neuen Staaten. Mühsam versuchten nun Zauberkünstler das alte Gebäude auf neu herzurichten, nämlich die Staatsgrenzen zwar unangetastet zu lassen, aber die Zollschranken zu beseitigen und das alte Wirtschaftsgebiet zu Nutz und Frommen aller wiederherzustellen: Tardieu-Plan, Hodscha-Plan — so sah schließlich das Eingeständnis eigener Fehler aus.

+

Von Nord nach Süd ergibt sich für Südosteuropa eine Art Wirtschaftsgefälle: Österreich und die Tschechoslowakei sind hochindustrialisierte Länder, in denen nur 31,7 und 38,3 Prozent der Bevölkerung zum landwirtschaftlichen Beruf gehören, aber 36,9 und 37,4 zur Industrie. Dann steigt nach Süden der Anteil der landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung über Ungarn mit 54 %, Rumänien 78% zu Bulgarien mit 81 % und Jugoslawien mit 82 %. Das Deutsche Reich in seinen alten Grenzen hat auf 100 nur 29 landwirtschaftlich, aber 40 industriell tätige Menschen. Schon aus diesen Zahlen ist ersichtlich, daß Österreich als einziger Staat südöstlich des Reiches eine auf Grund früherer Berechtigung heute übersteigerte Industriewirtschaft hatte, daß die Tschechoslowakei im ganzen ausgeglichen ist und sehr autarke Züge trägt, daß Ungarn noch mit einer gewissen Ausgeglichenheit rechnen kann, daß die anderen drei Staaten aber überwiegend agrarisch waren und trotz aller schnellen Industrialisierung immer noch sind. Da aber nun weder Österreich den ganzen Agrarüberschuß seiner südöstlichen Nachbarn aufnehmen konnte, noch die Tschechoslowakei es angesichts ihrer im ganzen günstigen Agrarsituation wollte, noch der große Gönner Frankreich irgendwelche ansehnliche Mengen von Getreide einführen konnte, blieb nur eine Lösung für das Agrarproblem der Südoststaaten übrig: der Absatz und zwar der organisierte Absatz an Italien und das Deutsche Reich, die beide Agrarzuschußländer waren und heute noch erheblich sind. Überdies waren Austauschverhältnisse gegeben: denn die eigene Industrie ragte nicht über die Erfüllung der primärsten Bedürfnisse heraus,

während das Deutsche Reich alle industriellen Feinerzeugnisse bieten konnte, die es überhaupt in der Welt gab.

So war es nicht verwunderlich, daß der Außenhandel des Reiches mit seinen südöstlichen Nachbarn dauernd stieg, da auch das Reich diesen Austausch in Anbetracht der Wichtigkeit ausreichender Ernährungszufuhr förderte. Die Verlagerung des deutschen Außenhandelsumsatzes nach dem Südosten von einem Übergewicht des Anteils Österreichs und der Tschechoslowakei zu den reinen Agrarstaaten störte nicht nur das Wirtschaftssystem der Tschechoslowakei und den ohnehin schon ruinierten Aufbau der österreichischen Wirtschaft, sondern nahm diesen beiden Staaten einen Großteil ihrer noch verbliebenen Absatzgebiete und machte sie damit zu reinen Durchfuhrländern des Südostumsatzes. Die industriell führende Wirtschaftsorganisation Österreichs hatte für den Südostraum jede Existenzberechtigung verloren. Das Reich, stabiler Faktor der Wirtschaft und der Politik Mitteleuropas nach 1933, hatte das Erbe des ungeregelten Südostumsatzes mit Westeuropa und des inneren Austauschs mit Österreich und der Tschechoslowakei angetreten.

+

Was blieb von Österreichs Bedeutung und Funktion für den Südostraum? Nur die zentrale Lage seines Landes, beherrschend durch die ausstrahlende und hineinziehende Raumkraft des Wiener Beckens am Durchlaß zwischen Südost und Mitte Europas. Doch die Lage war unausgenutzt: wirtschaftlich war das Land durch die größeren Bedingungen des Umsatzes mit dem Reich erledigt; politisch hatte die Regierung sowohl die deutsche Aufgabe über Bord geworfen, also die Vermittlung zwischen dem Gesamtdeutschtum und dem Südosten phraseologisch und ideologisch abgelehnt, als auch durch Legitimismus, Westlerei, Verständigung mit den Tschechen, ja durch die Forderung der Unabhängigkeitsgarantie die anderen Südoststaaten vor den Kopf gestoßen. Österreich war auch für die Politiker des Südostraumes liquidationsreif geworden.

+

Das Reich in seiner Gesamtheit hat nun mit Österreich direkten Anteil am Donauraum und damit an Südosteuropa. Jugoslawien und Ungarn sind mit Italien seine neuen Grenznachbarn geworden. Deutsche Truppen reichten sich mit italienischen, jugoslawischen und Honved-Truppen an den neuen Grenzen die Hand.

Was ist für den Südosten durch diese direkte Beteiligung einer Großmacht an seinem Raum anders geworden? Jetzt erst ist der Friede im Südostraum eingekehrt, die Völker sind vom Albdruck der österreichischen Frage, des von Frankreich geschärften, von Prag geschwungenen Damoklesschwertes, befreit. Der wichtigste Wirtschaftspartner ist zum Nachbarn geworden, mit dem direkte Verhandlung ohne Durchfahrt durch andere Staaten möglich ist. Die Macht des Deutschen Reiches garantiert nun dem Südosten den Schutz seiner Interessen, die notwendige Ruhe zu seiner Entwicklung, die Hilfe beim Aufbau und kehrt zur gesamtdeutschen Aufgabe im Südosten zurück.

Dadurch ist Österreich nicht verschwunden, nicht von der Landkarte getilgt, wie man sich in Westeuropa deutschen Zentralismus und deutschen „Polizeistaat" vorstellt. Es ist vielmehr seiner eigentlich deutschen Aufgabe ebenso wieder zugeführt worden wie seiner Vermittlungsaufgabe im Südostraum. Denn jetzt hat Österreich die Basis, die das Land braucht, um wirksames Mitglied der Landschaften des Donauraumes zu sein, dessen namengebender Strom nun der größte deutsche Strom geworden ist, der aber den ganzen Südosten durchzieht.

Die deutsche Befreiungstat, zwar für uns zunächst die Gestaltung der deutschen Einheit, ist für den Südostraum doch gleichzeitig ein Vorwärts auf den Wegen völkischer Selbstbestimmung. Der Raum des Südostens ist nicht nur landschaftlich durch die Becken, die die Gebirge und Flüsse in solcher Vielfalt bilden, in kleine Stücke geschnitten, die sich wieder zum Ganzen fügen, sondern — unseliges Schicksal dieses Raumes — völkisch in kleinste Teile zerfasert und ineinander verzahnt. Wirkliche Staatsräume völkischer Einheit im Südosten zu bauen, wäre eine Arbeit für Sisyphus, sie ist nicht zu bewältigen. Aber es gibt einen Kompromiß, der in günstigster Raumeinheit eine größtmögliche Volkseinheit herstellt — er ist versucht, aber nicht erreicht. War die Donaumonarchie, war das Türkische Reich im Südosten der Versuch einer Lösung vom Raume her, so brachten die Friedensdiktate den angeblichen Versuch, das Problem von der völkischen

Seite zu lösen. Der erste Versuch war in seinen Grenzen gelungen, der zweite scheiterte an der Kurzsichtigkeit der Staatsgründer, für deren Arbeit die ungelösten Fragen der Sudetendeutschen und der anderen Minderheiten in der Tschechoslowakei das auf die Dauer unhaltbare Beispiel gibt. Österreichs Heimkehr zum Reich hat schon ein völkisches Problem geordnet. Es wird der Prager Regierung Veranlassung geben, ihre Minderheitenpolitik zu überprüfen.

Denn eines haben die Südostvölker alle an der bedrohlichen Existenz des Nachkriegsösterreich gelernt: in Wirtschaft und Politik sind sie fest aneinandergekettet, eine Vielzahl einströmender Interessen ist lebensgefährlich, nur die Kameradschaft des Lebens aller Südostvölker kann den Raum fruchtbar gestalten. Die restlichen Fragen des Südostraumes kann er unter seinen eigenen Völkern erledigen, das letzte „internationale" Problem ist ohne Blut und ohne Feindschaft gelöst.

Österreichs Aufgabe auf neuer Basis steht unter dem Schutz des großen Reiches. Wien steht wieder gleichberechtigt zu Budapest, Belgrad und Bukarest im Südostraum. Es ist wieder Zentrale geworden, Auffangstelle für den friedlichen Austausch von Wirtschaft und Politik zwischen dem Südosten und dessen machtvollem Nachbarn und Freund: dem Deutschen Reich.

Hans Hummel.

Die Karlsbader Forderungen Konrad Henleins

Das Echo in Prag – Mißhandlungen deutscher Volksgenossen Sirenengesänge an Mussolini

Wenige Tage vor der Volksabstimmung in Großdeutschland am 10. April wollte ein Sudetendeutscher nach Linz fahren. Der revidierende tschechische Zollbeamte bei der Grenzübergangsstelle in Unterhaid beanstandete die Angabe „Deutsches Reich" als Reiseziel und erklärte, Linz liege noch immer in Österreich, das Plebiszit habe noch nicht stattgefunden und sein Ausgang sei ungewiß. Er habe daher den „Anschluß" amtlich noch nicht zur Kenntnis nehmen können und bestand auf der Anführung „Österreich" als Reiseziel.

Dieser kleine Vorfall ist typisch für die eine weitverbreitete Einstellung im tschechischen Volk. Es widerstrebt ihm, zur Kenntnis zu nehmen, daß die Welt bei den Ereignissen von 1918/19 nicht stehengeblieben ist, sich die Zeiten seither gründlich geändert haben und mit ihnen die Menschen. Es will auch nicht wahrhaben, daß aus den Feinden von gestern sehr gute Freunde geworden sind und Reiche und Mächte, denen es dauernde Schwäche und Ohnmacht gewünscht hat, nun ohne tschechische Erlaubnis zu neuer Kraft und Stärke aufgeblüht sind.

Wurde man von Zeit zu Zeit durch die Wucht der Ereignisse aus den Träumereien am Prager Kamin aufgerüttelt und gezwungen, zur Kenntnis zu nehmen, was unabänderlich geworden war, dann tat man es mit der bekannten klassischen Resignation des Götz von Berlichingen, dachte sich: „Wir sind wir" und fuhr in den alten Gewohnheiten fort oder — man spielte den wilden Mann, beschuldigte die bösen Deutschen der Ruhestörung, verwies auf seine europäische Aufgabe und apellierte im übrigen an die Freunde in Paris und Moskau oder sonst an einen demokratischen Gesinnungsgenossen.

Beides zugleich geschieht jetzt an der Moldau nach den historischen Märzereignissen, die man in der Jubiläumsstimmung, in die man sich seit Jahresbeginn hineingelullt hatte, als besonders störend empfindet. Brachten sie schon genug für das aufgeschreckte tschechische Gemüt, so mußten ihre nachfolgenden Auswirkungen erst recht die tschechische Jubelstimmung dämpfen.

Die deutsche Uneinigkeit wurde stets als Sicherheitsposten in der tschechischen Regierungsbilanz geführt. Nach den Ereignissen des 13. März prophezeite man am 10. April eine Stimmzettelrevolte gegen den „Hitlereinfall" in Österreich. Das „überfallene" Österreich werde den Protest gegen seine Vergewaltigung nicht schuldig bleiben. So hoffte man in Prag trotz allen Jubels der „armen" Österreicher, der gewiß auch an tschechische Ohren wie die aufklingenden Akkorde einer Freudensymphonie gedrungen ist, und freute sich insgeheim auf die kommende Niederlage Adolf Hitlers. Dann kam der Wahlausgang. Er paßte selbstverständlich nicht in das tschechische Konzept. Und deshalb durfte man ihn nicht zur Kenntnis nehmen. „Wahlterror verfälscht Wahlergebnis" — „Die Opposition im Altreich wächst" — „Noch immer keine Einstimmigkeit" — so erklang das Prager Echo auf das einmütige Bekenntnis des deutschen Volkes.

Daß inzwischen London und Paris den Anschluß zur Kenntnis genommen haben, erlaubt Prag und dem Zollrevisor von Unterhaid nicht, hinter den Großmächten und den geschichtlichen Ereignissen zurückzubleiben, aber abgefunden hat man sich trotzdem mit den Veränderungen nicht. In Prag erklärt man an die französische und englische Adresse, daß die strategische (bei der Lage!) und moralische (bei der bolschewistischen Verseuchung!) Position der Tschechoslowakei automatisch zu einer Garantie der Sicherheit auch für England und Frankreich geworden sei. Und der Herr Zollrevisor von Unterhaid machte alle Kraftwagenfahrer aus Österreich, die die tschechische Grenze überfuhren, zunächst freundlich darauf aufmerksam, daß sie in der freien tschechoslowakischen Luft ohne weiteres ihre alten rot-weiß-roten Wimpel flattern lassen dürfen. Wenn sie dieses freundliche Angebot aber ablehnten und beim Zeigen ihrer neuen Staatsflagge beharrten, mußten sie sich zunächst sagen lassen, was sie eigentlich für Jämmerlinge seien, daß sie nun alle dem Hitler nachliefen. Schon weiland Herr Masaryk hat einmal gesagt, die ganze Hitlerbewegung komme ihm vor, wie Menschen, die einem nackten Manne nachliefen. Was Masaryk der Philosoph sagte, gilt. Dann aber verbot er ihnen, ihre Hakenkreuzwimpel in der freien demokratischen Luft der Tschechoslowakei wehen zu lassen. Die Welt hat eben so zu sein, wie sie Prag haben will!

+

Der frische Märzwind hat auch die sudetendeutschen Regierungsgebäude zum Einsturz gebracht. Die Restparteien haben sich aufgelöst und in die Front Konrad Henleins eingegliedert. Nur ein paar Marxisten und Demokraten glauben, das Rad der Entwicklung aufhalten zu können. Aber nicht nur die Parteien haben sich Konrad Henlein unterstellt, sondern auch alle großen Volkstumsverbände, Wirtschafts- und Sportorganisationen. Die sudetendeutsche Einheit ist total.

Am 24. April fand in Carlsbad das erste große Volksthing des geeinten Sudetendeutschtums statt, auf dem Konrad Henlein als sein einzig legitimierter Sprecher die Forderungen der sudetendeutschen Volksgruppe bekannt gab, deren Erfüllung die Voraussetzung für einen deutsch-tschechischen Ausgleich darstellt, gleichzeitig legte er ein offenes Bekenntnis zur nationalsozialistischen Weltanschauung ab.

„Wenn in diesem Jahre", so erklärte Konrad Henlein in seiner mutigen Rede, „das 20jährige Bestehen dieses Staates gefeiert wird, so wird man begreifen können, daß sich die Deutschen nach zwanzigjähriger Unterdrückung an solchen Feiern nicht beteiligen können. Will man die Deutschen bewußt zur Unaufrichtigkeit und zur Heuchelei zwingen, so wird man weder an unsere Beamten noch an unsere Kinder das Ansuchen stellen, dieses Staatsjubiläum festlich zu begehen.

Die Tschechen haben in diesen 20 Jahren nichts getan, um uns innerlich für einen Staat zu gewinnen, in den wir gegen unsern Willen eingegliedert wurden. Wir fühlen uns heute unfreier denn je und wissen, daß unsere Zukunft gefährdet ist.

Wenn es den tschechischen Staatsmännern wahrhaft ernst ist, mit dem deutschen Volk in ein freundnachbarliches Verhältnis zu kommen, so wird sich folgendes als unerläßlich und notwendig erweisen:

1. eine Revision des irrigen tschechischen Geschichtsmythus;

2. eine Revision der unglücklichen Auffassung, daß es die Aufgabe des tschechischen Volkes wäre, das slawische Bollwerk gegen

den sogenannten deutschen Drang nach Osten zu sein;

3. eine Revision jener außenpolitischen Stellung, die den Staat bisher in die Reihe der Feinde des deutschen Volkes geführt hat.

Bei der Beantwortung dieser Frage wird sich das tschechische Volk aber auch darüber klar sein müssen, daß die Neuordnung seines Verhältnisses zum Großdeutschen Reich nicht ohne gleichzeitige Neuordnung seines Verhältnisses zu unserer Volksgruppe möglich ist.

Das tschechische Volk hatte zwanzig Jahre lang Zeit, die inneren Verhältnisse zur Zufriedenheit aller Völker zu gestalten. Am Ende dieser zwanzig Jahre muß gesagt werden, daß seine Staatsmänner nach drei Seiten nicht erfüllt haben, was man von ihnen hätte erwarten müssen:

Erstens, sie haben die freiwillig in den Denkschriften an die Friedenskonferenz gegebenen Versprechungen nicht gehalten;

zweitens, sie haben ihre Verpflichtungen aus dem Vertrage von St. Germain nicht gehalten und

drittens haben sie ihre staatsrechtlichen Verpflichtungen, die sie in der Staatsverfassung eingegangen sind, nicht gehalten.

An die Stelle der Gleichheit aller Staatsangehörigen haben sie die Ungleichheit aller Völker gesetzt;

an die Stelle der bürgerlichen und politischen Gleichberechtigung haben sie die Minderberechtigung der nichttschechischen Völker gesetzt.

An die Stelle der freien Entwicklung für alle Nationalitäten haben sie die nationalpolitische und kulturelle Bedrückung der nichttschechischen Völker gesetzt.

Statt einer wahren Demokratie wurde die Diktatur der tschechischen Minderheit, der Bürokratie und der Polizei errichtet.

Statt einer zweiten Schweiz mit gleichberechtigten und zufriedenen Völkern wurde ein Staat geschaffen, in dem sich heute alle nichttschechischen Völker mit Recht unfrei und unzufrieden, entrechtet und unterdrückt fühlen.

Heute erheben alle nichttschechischen Völker und Volksgruppen Protest gegen eine Behandlung, die mit völkischem Selbstbewußtsein, mit Ehre und Würde nicht länger in Einklang gebracht werden kann. Als Unterdrückte werden wir uns solange fühlen, solange wir Deutsche nicht das gleiche tun dürfen wie die Tschechen. Alles was den Tschechen erlaubt ist, muß auch uns erlaubt sein. Mit einem Wort:

Wir wollen nur als Freie unter Freien leben!

Wenn es zu einer friedlichen Entwicklung im tschechoslowakischen Staat kommen soll, dann ist nach der Überzeugung des Sudetendeutschtums folgende Staats- und Rechtsordnung zu schaffen:

1. Herstellung der völligen Gleichberechtigung der deutschen Volksgruppen mit dem tschechischen Volk;

2. Anerkennung der sudetendeutschen Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit zur Wahrung dieser gleichberechtigten Stellung im Staate;

3. Feststellung und Anerkennung des deutschen Siedlungsgebietes;

4. Aufbau einer deutschen Selbstverwaltung im deutschen Siedlungsgebiet in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, soweit es sich um Interessen und Angelegenheiten der deutschen Volksgruppe handelt;

5. Schaffung gesetzlicher Schutzbestimmungen für jene Staatsangehörigen, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebietes ihres Volkstums leben.

6. Beseitigung des dem Sudetendeutschtum seit dem Jahre 1918 zugefügten Unrechts und Wiedergutmachung der ihm durch dieses Unrecht entstandenen Schäden;

7. Anerkennung und Durchführung des Grundsatzes: im deutschen Gebiet deutsche öffentliche Angestellte;

8. Volle Freiheit des Bekenntnisses zum deutschen Volkstum und zur deutschen Weltanschauung.

Ich hätte das Recht, im Hinblick auf die letzte innen- und außenpolitische Entwicklung und der damit verbundenen Wert- und Krafterhöhung des Sudetendeutschtums unsere Ansprüche noch weiter zu fassen. Wenn ich das nicht tue, dann deshalb, um vor der ganzen Welt den Beweis zu erbringen, daß das Sudetendeutschtum trotz aller bitteren Erfahrungen bereit ist, durch Beschränkung seiner Ansprüche einen aufrichtigen und ernsten Beitrag zur Erhaltung und Festigung des Friedens zu leisten.

Es liegt nun an der Staatsführung und dem tschechischen Volk, den gleichen ernsten Beweis zu erbringen und weniger von Frieden zu reden, aber etwas mehr für ihn zu tun!

Ungeachtet der Staatsgrenzen könnte und wollte sich auch das Sudetendeutschtum als Teil des deutschen Volkes, mit dem wir in unlösbarer Verbundenheit immer waren und bleiben, nicht einer Weltanschauung entziehen, zu der sich heute alle Deutschen der Welt mit Freude bekennen. Gerade wir als gefährdetes und um seinen Bestand kämpfendes Deutschtum können uns überhaupt nur zu einer Weltanschauung bekennen, deren oberstes Gesetz das Gesetz der Gemeinschaft ist!

Es geht hier nur um eine Frage der Gesinnung, deren Freiheit für jeden Staatsbürger durch die Verfassung gewährleistet ist. Diese Freiheit nehmen auch wir in Anspruch, ohne uns damit mit den Grundgesetzen des Staates in Widerspruch zu stellen.

So wie das Deutschtum der ganzen Welt, bekennen auch wir uns zu den nationalsozialistischen Grundauffassungen des Lebens, die unser ganzes Fühlen und Denken erfüllen und nach denen wir das Leben unserer Volksgruppe im Rahmen der Gesetze gestalten. Es ist für uns unerträglich — und das muß ich mit aller Offenheit und Entschiedenheit aussprechen! — daß etwa weiterhin unter dem Deckmantel ausgeklügelter juristischer Konstruktionen Verfolgungen stattfinden, die in Wirklichkeit nicht gegen strafbare Tatbestände, sondern nur gegen jene Gesinnung gerichtet sind, die heute als die schlechthin deutsche bezeichnet werden muß.

Tschechische Gesinnungsterroristen werden uns wegen dieses offenen Bekenntnisses zur deutschen nationalsozialistischen Weltanschauung hassen und verfolgen wollen. Echte Demokraten auf der nationalen tschechischen Seite werden unser Bekenntnis verstehen und achten; denn sie wissen, daß auch in diesem Staate Raum sein muß für jede ehrliche Weltanschauung und daß ja das tschechische Volk selbst eine Wiedergeburt vor hundert Jahren einer einstimmigen und nationalen Gesinnung verdankt."

Gewiß, das war viel auf einmal. Aber es mußte einmal gesagt werden. Die Rede Henleins ward ein Prüfstein für die demokratische Gesinnung der Tschechen, von der die Tschechen selbst so viel rühmende Worte finden. Also hören wir das tschechische Echo:

„Konrad Henlein stellte sich am Sonntag in Karlsbad in die Pose eines edelmütigen Siegers. . . . Aus welchen Gründen glaubt Herr Henlein, diesen Krieg schon gewonnen zu haben? Er sagte es uns sehr deutlich: ‚Mit Rücksicht auf die letzten innen- und außenpolitischen Ereignisse'. Von den außenpolitischen Ereignissen glaubt nun Konrad Henlein, daß sie ihm seinen Kampf in der Tschechoslowakei gewonnen haben. Auf diese Weise stellt Konrad Henlein die Berliner Regierung der tschechoslowakischen Öffentlichkeit als seine Assistenz vor, er kalkuliert in der Politik mit ihrer Kraft und nicht zuletzt auch mit ihrer Armee. Konrad Henlein droht uns mit Berlin. Konrad Henlein bemüht sich sichtlich, das korrekte Verhältnis zwischen Prag und Berlin zu stören . . .", so schreibt der agrarische „Venkov", das Blatt der führenden tschechischen Regierungspartei. Seine Ausführungen klingen wie Stimmen aus einer fremden Welt und sind es ja auch.

Die dem Prager Außenministerium nahestehenden „Narodni Listy" erklären mit der bekannten diplomatischen Ruhe:

„Die Henleinpartei ist sich dessen bewußt, beruft sich mächtig, und das nicht nur durch jene öffentliche Erklärung, zur Weltanschauung des Nationalsozialismus, sondern auch durch die direkte Feststellung, daß das nachbarliche Verhältnis der Tschechoslowakei zu Deutschland nur über „eine Revision der Außenpolitik" führen kann — ob mit Recht oder Unrecht — auf das Protektorat unseres größten Nachbarn. Sie vergißt allerdings, daß sie durch den Hinweis auf unseren außenpolitischen Standpunkt, bzw. auf unsere Bündnisse, unsere alte Ansicht und heutige Tatsache bekennt, daß sie im Dienste fremder Interessen steht und es ihr daher nicht um eine Verständigung geht. . . . Diese Feststellung — und mit ihr die ganze Rede Konrad Henleins — haben für uns eine sehr gute Seite, denn es wurde uns damit alles bestätigt, was wir bisher nur ahnten und mit uns kennt nun auch das gesamte Ausland die wirkliche Situation. Gerade deshalb, weil uns jetzt die Ziele der Politik der Sudetendeutschen Partei klar sind, haben wir alle Möglichkeiten, uns darnach einzurichten. . . . Wir wiederholen neuerlich, daß unser Volk schon einheitlich ist und zwar nicht einheitlich in Zugeständnissen, wie Konrad Henlein irrtümlicherweise annimmt, sondern einheitlich in der festen Überzeugung, daß niemand von ihm Unmögliches verlangen darf — weder Henlein noch Europa."

Als ob schon jemals jemand von den Tschechen „Unmögliches“ verlangt hat, es sei denn die Preisgabe ihrer „unmöglichen Nationalitätenpolitik“! Und daß sie unmöglich ist, das beweist ja gerade das tschechische Verhalten nach der klar bekundeten Verständigungsbereitschaft der Sudetendeutschen. Aus den Schlagzeilen der tschechischen Antworten auf die Karlsbader Rede Konrad Henleins, wie z. B. „Meist unannehmbar“ — „S. d. P. — eine Filiale Berlins“ — „Henlein droht“ — „Henlein fordert die Tschechoslowakei zum Selbstmord auf“ usw. spiegelt sich die tschechische Verständnislosigkeit für das Geschehen in der Gegenwart.

„Das, was Henlein will, so meint das Dr. Benesch nahestehende „Ceske Slovo“ und wovon er behauptet, daß dahinter alle Sudetendeutschen stehen, das ist ein Programm, dessen einzelne Teile den Lebens- und existenzmäßigen Interessen des tschechoslowakischen Staates diametral entgegengesetzt ist und keine tschechoslowakische Regierung kann auch nur über Teile dieses Programms mit Henlein verhandeln, falls sie nicht die Sicherheit und Unversehrtheit des Staates bedrohen will. An diesem Standpunkt ändert auch nicht, daß Herr Henlein teilweise als Bevollmächtigter des Dritten Reiches sprach, ja, gerade das macht seine Kundgebung vom Gesichtspunkt der staatlichen Souveränität untragbar. Drohen und diktieren im Namen eines fremden Staates kann nur der, der zum eigenen Staat alle Bande zerrissen hat . . . Unsere Regierung läßt sich durch keinerlei Drohungen, Ultimata und Provokationen von ihrem eingeschlagenen Wege abbringen. Französische und englische Pressestimmen sprachen diesmal früher als wir darüber, wie man im Westen die heutige Rolle jenes Londonpilgers beurteilt, der sich erst vor kurzem dort als loyalstes Lämmchen vorgestellt hat. Kann man hier überhaupt noch an guten Willen glauben? Im Karlsbader Programm ist schon keine Andeutung mehr von Pflichten der deutschen Minderheit zum Staate vorhanden, sein Inhalt ist kaum verdeckter Terror und in der Innen- wie in der Außenpolitik ist die Mehrheit der Henleinschen Forderungen wie ein Anschlag gegen die staatliche Unversehrtheit und Unabhängigkeit und damit gegen den europäischen Frieden. Darüber wird in unserem Volke nur eine Überzeugung herrschen und eine Front vorhanden sein.“

Die marxistischen Gesinnungsgenossen aber spinnen den Faden weiter und kommen getreu ihrer freiheitlichen Gesinnung mit dem Ruf nach dem Staatsanwalt, dessen Polizeitruppen im Geiste Metternichs fröhliche Urständ feiern.

„Diejenigen, die bei uns auf Henlein spekulieren“, meint das „Prawo Lidu“ „die mit der Drohung, daß sie sich mit Henlein verständigen werden, andere zu wirtschaftlichen und politischen Zugeständnissen innerhalb der Regierung nötigen wollten, sehen heute die Früchte ihrer Politik. Henleins Träume wuchsen auf, es wurden aus ihnen Hoffnungen, die Forderungen wuchsen mit und wurden zu Drohungen. Die Tatsache, daß Henlein überhaupt den Mut fand, solche Forderungen auszusprechen und sie mit einer derartigen unerhörten Überheblichkeit vorzutragen, diese traurige Tatsache wurde durch die Verhältnisse im tschechoslowakischen Lager verschuldet. Was nun weiter? Wenn noch das Gesetz über die Auflösung politischer Parteien bestehen würde, müßte die Henleinpartei aufgelöst werden, und zwar aus demselben Grunde, aus dem die ursprüngliche Hakenkreuzlerpartei der Krebs und Jung aufgelöst wurde. Das Gesetz besteht nicht mehr und deshalb bleibt nur die Möglichkeit jeden zu strafen und abzuurteilen, der durch seine persönliche Tätigkeit die geltenden Gesetze überschreitet, besonders das Gesetz zum Schutze der Republik.“

Die Reaktion des tschechischen Volkes auf das Trommelfeuer der tschechischen Presse ist eine demokratische Gesinnung, die in der folgenden Zuschrift an Konrad Henlein und in den laufenden Überfällen auf Sudetendeutsche ihren Ausdruck findet.

Konrad Henlein erhielt dieser Tage einen Brief, der ein Bild enthielt, das ihn am Galgen zeigt und zugleich eine menschenfreundliche Widmung folgenden Inhaltes:

„Herr Henlein!

Unter dem Eindruck Ihrer gestrigen Rede, die Sie bei der Tagung in Karlsbad vorgebracht haben, bin ich gezwungen, Ihnen folgendes zu antworten:

Wenn Sie noch einmal so frech sprechen werden, so befördere ich Sie eigenhändig in jene andere Welt.

Wir werden es nicht dulden, daß Hitlers Lumpen unsere Tschechoslowakische Republick zerstören. Wegen einiger weniger verrückter Deutscher werden wir nicht den tschechischen Geschichts-Mythus ändern.

Die Republik ist unser und niemals und unter keinen Umständen werden wir erlauben, daß sie Hitlers Sturmabteilungen zerstören.

Unter keinen Umständen werden wir Ihre umstürzlerische Tätigkeit dulden.

Bitte nehmen Sie diese Warnung zur Kenntnis.

25. 4. 38.

Ein Bürger der Tschechoslowakei.“

Das demokratische Verhalten der freien tschechischen Bürger den Sudetendeutschen gegenüber spiegelt sich in folgenden Vorfällen:

In Komotau wurden zwei junge Deutsche, die durch den Stadtpark gingen, plötzlich von zwei tschechischen Soldaten angefallen, von denen einer sofort das Bajonett zog und damit die Deutschen bedrohte. Der zweite schlug mit der Faust dem einen Deutschen ins Gesicht. Als sich weitere Zivilisten näherten, flüchteten die beiden Soldaten, die immer wieder in tschechischer Sprache auf die beiden Deutschen eingeschrien hatten.

Ähnliche Vorfälle werden auch aus Reichenberg berichtet. Dort wurde ein einzelner Deutscher von Soldaten, unter denen sich sogar ein Offizier befand, mit der Waffe in der Hand, ohne ersichtlichen Grund gestellt und als ein zweiter Deutscher nahekam und aufklärend eingreifen wollte, auch dieser mit der Waffe bedroht.

Ein anderer Fall trug sich in Friedrichshain-Machendorf zu. Dort bemerkte ein Deutscher, wie ein anderer junger Mann mitten auf der Straße von einem einfachen Soldaten angehalten wurde, der ihm dann die Taschen durchsuchte. Als der Hinzugekommene darüber seiner Verwunderung Ausdruck gab, erhielt er von dem Soldaten einige Ohrfeigen und einen Fußtritt.

In das Hotel „Schneekoppe" in Petzer kamen jüngst knapp von Mitternacht zwei tschechische Offiziere. Es handelte sich um einen Kapitän und einen Leutnant des Infanterieregimentes 22 aus Jičin; sie gehörten der Besatzung an, die zu dieser Zeit in Groß-Aupa einquartiert war. Die Offiziere ließen sich Bier bringen und gegen halb ein Uhr hatte jeder drei Glas getrunken, wobei es recht laut und lebhaft zuging. Um halb ein Uhr gab der Wirt Richard Kneifel seinem Oberkellner den Auftrag, nichts mehr einzuschenken, da die Sperrstunde eingehalten werden mußte und weil sich die Gäste des Hotels wegen des Lärms beschwert hatten. Als sich der Kellner diesem Auftrag gemäß weigerte, dem Kapitän ein weiteres Bier zu bringen, ging dieser zu dem Wirt und verlangte in barschem Tone Bier. Er sprach dabei tschechisch. Der Wirt, der nicht tschechisch kann, erklärte dem Offizier in deutscher Sprache den Grund, warum er nicht mehr ausschenken lassen könne. Darauf herrschte ihn der Kapitän mit den Worten an: „Werden Sie tschechisch sprechen?" und beauftragte den Leutnant, den Revolver zu holen. Der Leutnant ging zum Klavier, nahm aus einer Tasche den Revolver, legte ihn auf Kneifel und den Kellner an und forderte sie auf, weiter Bier auszuschenken, widrigenfalls er schießen werde. So war der Wirt gezwungen, bis halb fünf Uhr früh auszuschenken. Dann erst entfernten sich die Offiziere.

Obwohl es keine gesetzliche Vorschrift gibt, die den „deutschen Gruß", das Grüßen mit erhobenem rechten Arm verbietet, versucht auch die Staatspolizei überall gegen Personen, die diesen Gruß gebrauchen, einzuschreiten. In Hohenelbe z. B. wurde ein Bauer während des Wochenmarktes von der Frau eines Staatspolizisten gesehen, wie er mit erhobenem rechten Arm grüßte. Die Frau holte einen Gemeindewachmann herbei und forderte ihn laut schreiend auf, den Bauern sicherzustellen, obwohl ihr der Wachmann versicherte, daß er den Bauern persönlich kenne. Der Vorfall hatte eine große Anzahl Menschen, hauptsächlich Tschechen, herbeigelockt, die nicht mit kritischen Bemerkungen sparten. Die Lage wurde noch kritischer, als schließlich ein tschechischer Eisenbahner mit seiner Frau behauptete, der Bauer habe „Heil Hitler" gerufen, ja sogar „Hamba Čechum" (Schande den Tschechen). Als der Wachmann diese Angaben nachprüfen wollte, stellte sich heraus, daß der Eisenbahner und seine Frau diese Aussprüche nicht selbst gehört hatten, sondern nur „davon erzählen hörten".

Das sind ein paar Beispiele aus der Fülle der tschechischen Provokationen der letzten Zeit, die die völlige Übereinstimmung der tschechischen Haltung mit dem Ton in der tschechischen Presse zeigen.

Fast aus allen sudetendeutschen Städten werden solche Zusammenstöße von Militärpersonen und der Staatspolizei mit der deutschen Bevölkerung gemeldet. Diese Erscheinung muß besonders bedenklich wirken, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sich derartige Vorfälle schon einmal gehäuft ereigneten, und zwar in jenem Jahre 1933, da ebenfalls jeder tschechische einfache Soldat, Polizist und Straßenkehrer im sudetendeutschen Gebiet glaubte, immer nach seinem Belieben ohrfeigen oder verprügeln zu können. Es sei nur an die Vorfälle in Trautenau im Sommer 1933 erinnert, wo einige Tage hintereinander tschechische Soldaten, zum Teil sogar solche höherer Chargen, allabendlich auf deutsche Abzeichen Jagd machten, wobei es zu Zwischenfällen kam.

Um den Tschechen und der Welt zu beweisen, daß hinter seinen Forderungen von Karlsbad das ganze Sudetendeutschtum stehe, hat es Konrad Henlein zum 1. Mai auf die Straße gerufen. In allen Städten fanden in beispielhafter Disziplin Massenkundgebungen des Sudetendeutschtums statt, neben denen die von oben anbefohlenen „Gegenkundgebungen der Antifaschisten", die von den seit 1918 in das geschlossene sudetendeutsche Sprachgebiet eingedrungenen Tschechen und den nach Köpfen zählenden Restbeständen der deutschen Kommunisten und Sozialdemokraten, wie ein Spuk wirkten. Daß Konrad Henlein am 1. Mai nun vor der Millionenmasse der Sudetendeutschen seine Karlsbader Forderungen wiederholte und jubelnde Zustimmung erfahren hat, war eine so sichtbare politische Realität, die man nur in Prag übersehen mußte, wollte man seiner eigenen Tradition nicht untreu werden.

So schrieb nach den grandiosen sudetendeutschen Maikundgebungen das „České Slovo", daß der „1. Mai trotz ununterbrochenen Terrors, Drohungen, Boykottes und Anschlußrausches keine Beute Henleins" geworden sei. Der Staat und die Demokratie besäßen im „verdeutschten" Gebiet noch immer so große Kader, daß es nötig sein werde, Herrn Henlein bescheidener sprechen zu lehren. Konrad Henlein habe auf keinen Fall das Recht, „für ein gutes Drittel der deutsch-tschechischen Bevölkerung in den sogenannten Sudeten" zu sprechen oder zu handeln.

Man hat in Prag nur mit Freuden zur Kenntnis genommen, daß es auch im „verdeutschten" Gebiete Gesinnungsgenossen gibt. Sie bilden den Silberstreif der tschechischen Hoffnungen.

So kann es nicht überraschen, wenn ein anderes Marxistenblatt zu den Feststellungen gelangt:

„Den Henleinleuten gelang ihr Plan nicht: sie wollten beweisen, daß das gemischte Gebiet nur das Hakenkreuz anerkennt, daß das nazistische „Meer" alle Deutschen verschlang und auch das tschechische Element verschlingt. Es hat sich aber gezeigt, daß die Panikpsychose nicht alle Deutschen erfaßt hat, daß es im gemischten Gebiet einen bedeutenden Teil mutiger Deutscher gibt, die der Propaganda, der politischen Hysterie und den verschiedenen Arten des Terrors widerstanden. Was bedeuten diesen festen und mutigen Leuten gegenüber die angeworbenen Reihen der Henleinleute? Am Sonntag begegneten im Grenzgebiet Demokratie und Nazismus einander. Und es gewann entgegen allen schwarzen Prophezeiungen die Demokratie. Und das ist ein großer Sieg für die Republik . . . Nun, der 1. Mai war ein manifestanter Beweis, daß die Sudetendeutsche Partei nicht nur das deutsche Volk betrügt, nicht nur die Staatspolitik mit der Behauptung, daß alle hinter ihr stehen, sondern daß sie in diesem Sinne auch die ganze öffentliche Weltmeinung betrügt. Am Sonntag wurde erwiesen, daß trotz allen Terrors, der unerhört ist, der deutsche Aktivismus in der Tschechoslowakischen Republik nicht nur lebt, sondern daß er sogar ein Faktor ist, mit dem unter allen Umständen gerechnet werden muß."

Die Demokratie ist im Siegen selbstlos. Sie siegt immer und hat selbst ihren Untergang im deutschen Volk als einen großen Sieg dargestellt. Man soll sie daher ruhig weiter siegen lassen.

Die Welt hat eben so zu sein, wie sie Prag haben will.

+

Kurz vor dem offiziellen Bekanntwerden des Führerbesuches in Italien teilte das Prager Außenamt in Rom mit, daß die Tschechoslowakei das Römische Imperium anerkenne. Das haben in der letzten Zeit endlich auch andere Staaten tun müssen, die nolens volens um seine Existenz nicht herumkamen. Prag erinnerte dabei an die einstige Waffenbrüderschaft im Weltkrieg, versicherte plötzlich seine große Bewunderung für die gigantischen Leistungen des faschistischen Italiens und seines genialen Schöpfers Mussolini und verwies wohlwollend auf die hohe strategische Bedeutung der Tschechoslowakei für das neue Imperium. „Heute stehen die braunen Heere am Brenner", meinte ein tschechisches Blatt in ergreifender Besorgtheit um das italienische Schicksal, „wie leicht könnte es passieren, daß es sie nach dem warmen Süden gelüste, wie einst die germanischen Horden. Das tschechische Volk aber wird die italienische Waffenhilfe während des Krieges nicht vergessen und ist daher stets bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

Man merkt die Absicht und ist in diesem Fall nicht verstimmt sondern lächelt. In anderen Staaten hat man die Anerkennung des Imperiums zum Ausgangspunkt genommen, die politische Entwicklung in der Zukunft zu prüfen. Prag schlägt Brücken in die vergangene Versailler Zeit und in eine Welt, die einmal war, und läßt darauf seine Hoffnungen spazieren gehen.

Als das erhoffte Echo ausblieb, stellte man tiefsinnige Betrachtungen an mit der Tendenz, eine Schwächung der Achse Berlin-Rom aufzuzeigen. So schreiben z. B. die „Narodni Listy“:

„Frankreich schaut mit gemischten Gefühlen auf den Besuch Siegfrieds bei der römischen Wölfin; darauf, daß — obwohl von Tacitus bis Mussolini (vor der Bildung der Achse Berlin—Rom) das lateinische Ideal in geradem Widerspruch mit dem germanischen Ideal stand — in Rom und in italienischen Städten für das neue Ideal des Germanentums Triumphpforten gebaut werden, und darauf, wie leicht sich der Lauf der Geschichte umstürzen könnte. Die gemischten Gefühle entstehen aber nicht nur daraus, daß Italien eine siegreiche feierliche Etappe von heute gegen Deutschland gewann und daß ihm der abessinische Sieg nur dadurch gegeben wurde, daß Laval einen Vertrag abschloß, durch den Frankreich Italien ein Stück afrikanischen Gebietes gab, ihm die Tore Abessiniens öffnete, selbst auf die Rechte in Abessinien verzichtete und sie Italien zuerkannte. Die gemischten Gefühle sind vor allem dadurch gegeben, daß Frankreich überflüssigerweise alles verlor, was Laval mit Barthou durch große Opfer sicherten und daß es schon über ein Jahr nicht einmal seinen Gesandten in Rom hat. Politik aber darf nicht mit Dankbarkeit rechnen, sie darf nicht von Erinnerungen und Rekriminationen leben, sondern sie muß auf realem Boden stehen und auf Tatsachen aufbauen. Die Londoner Gespräche haben geklärt, daß das englisch-italienische Abkommen wissentlich die französische Ergänzung erfordert und daß dadurch der Weg zur aktiven Politik aller drei Westmächte geöffnet ist. Das, was England Italien gegeben hat und Frankreich, das das Abkommen durch die Angliederung des Vertrages über das ganze Mittelmeer ergänzt, jetzt bestätigt, sichert Italien weit mehr als ihm das Berliner Bündnis in dem Falle bringen könnte, daß Deutschland siegreich wäre und daß, was nicht geschehen wird, seine Interessen am Balkan, an der Adria und im Mittelmeer zu opfern bereit wäre!“

Zur Selbstberuhigung über den Führerbesuch in Italien behaupten die offiziösen „Prazské Noviny“, daß sich Italien in konkreten Fragen für Deutschland nicht exponieren, sondern seinen Willen für den Frieden in Mitteleuropa betonen wird.

Prag sieht eben die Dinge, wie es will, ... Und so kann es nicht überraschen, daß die Tschechoslowakei auch „bei den englisch-französischen Besprechungen gesiegt hat“. „Denn“, so argumentiert das „Pravo Lidu“:

„wenn Deutschland die Tschechoslowakei unterwürfe und aus ihr einen Vasallenstaat machte, stünde der Herrschaft Deutschlands über ganz Mitteleuropa nichts im Wege. Deutschland führe dann Mitteleuropa in den Krieg gegen Frankreich und England. Daraus erkläre sich das Interesse Frankreichs und Großbritanniens und aller demokratischen Länder der Welt.“

Ein ungarisches Blatt sprach jüngst davon, daß das Armensünderglöcklein den Tod eines großen europäischen Sünders einläute und meinte damit die Tschechoslowakei. Sie allerdings hört es nicht, denn sie träumt vom siegreichen Geist von Versailles und glaubt, mit ihm weiter zu siegen. Denn die Welt hat eben so zu sein, wie sie Prag haben will.

— rer —

Tatsachen – keine Thesen

Polnischer Revisionismus – Entlassung deutscher Arbeiter – Schulnöte Grenzzonengesetz

Jahr für Jahr bringt sich der polnische Westverband durch die Veranstaltung einer Werbewoche in Erinnerung, um die Aufmerksamkeit der polnischen Öffentlichkeit wieder einmal auf die angebliche deutsche Gefahr im Lande selbst und jenseits der Grenzen zu lenken. Er hat es ohne Zweifel bitter nötig, für seine wenig rühmlichen Zwecke eine große, regelmäßig wiederkehrende Werbeaktion zu entfalten, denn die überwiegende Mehrheit des polnischen Volkes lehnt seine als überflüssige Hetze empfundenen Bestrebungen ab. In der zwischen den jährlichen Großkundgebungen liegenden Zeit ist der Westverband selbstredend nicht untätig, nur spielt sich dann seine, nicht vom

Vertrauen des Volkes getragene Arbeit mehr hinter den Kulissen ab und besteht insbesondere in der unheilvollen Einflußnahme auf Maßnahmen der Behörden zum Schaden des Deutschtums. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit aber bildet unbestreitbar die jährliche Werbewoche mit ihren öffentlichen Umzügen und Kundgebungen, von denen sich das polnische Volk zum Leidwesen der Veranstalter trotz der ausgiebigen Musikbegleitung fernhält, mit den gegen alles Deutsche gerichteten Ergüssen vorher geschulter Agitationsredner, mit den unvermeidlichen, langatmigen Resolutionen, die zwar vor Beginn der Versammlungen fertig vorliegen, später aber als die einmütige und spontane Willensäußerung der Versammlungsteilnehmer in der Presse veröffentlicht werden. Ist es Zufall oder Fügung, daß diese Resolutionen, ohne die eine Veranstaltung des Westverbandes undenkbar ist, im ganzen Lande, von Gdingen bis Kattowitz, immer genau den gleichen Wortlaut haben? Diese überraschende Übereinstimmung der Gefühle, von denen das polnische Volk während der Westverbandwoche scheinbar beseelt ist, findet ihre Erklärung darin, daß die Entschließungen in der Warschauer Zentrale des Verbandes entstanden sind, die sie dann auch nach dem etwas umständlichen Weg über die Versammlungen als „Stimme des Volkes" der Regierung zur Beachtung und Ausführung übermittelt.

In diesem Jahre lautete das für die Werbewoche ausgegebene Schlagwort, durch das das polnische Volk in der von gewissen Kreisen erwünschten deutschfeindlichen Richtung beeinflußt werden sollte: „Das Grenzland — der Panzer der Republik." Die außerordentliche wirtschaftliche Notlage, ein brennendes Problem gerade der Grenzgebiete, überging man in den Versammlungen mit Stillschweigen, obwohl gerade hier und nicht bei den Deutschen die eigentlichen Ursachen der Unzufriedenheit der polnischen Bevölkerung zu suchen sind. Dafür ergingen sich die Redner um so ausgiebiger in den üblichen Ausfällen gegen die deutsche Volksgruppe, gegen Danzig und Deutschland. Den Mittelpunkt aller Ausführungen bildete die Forderung auf weitere Zurückdrängung des deutschen Einflusses in Westpolen.

Es verdient festgehalten zu werden, daß der Westverband auch nach der deutsch-polnischen Verständigung seine revisionistische Tätigkeit nicht eingestellt hat. „Wir stellen fest", heißt es u. a. in einer von der Warschauer Zentrale allen Versammlungen vorgelegten Entschließung, „daß dem polnischen Volk durch den Versailler Vertrag dadurch bitteres Unrecht zugefügt worden ist, daß dem polnischen Staat nur teilweise diejenigen Meeresgebiete zugeteilt worden sind, die von einer polnischen Bevölkerung bewohnt werden. Wir werden keine Anstrengungen und Opfer scheuen, bis das vom Mutterland getrennte Gebiet wieder zu ihm zurückkehrt."

Man würde über die Veranstaltungen und Entschließungen des Westverbandes zur Tagesordnung übergehen können, wenn diese Organisation trotz ihrer zahlenmäßigen Schwäche nicht einen erheblichen Einfluß auf die Regierungsstellen ausüben würde. Nicht die Zahl, sondern die Zusammensetzung der Mitglieder und Anhänger ist in diesem Falle entscheidend. Fast alle höheren Staatsfunktionäre gehören dem Westverband an, vielfach sogar an führenden Stellen, so daß diese angeblich private Organisation geradezu den Charakter einer staatlichen Einrichtung erhält. Es ist daher um so bedenklicher, wenn dieser Verband mit Entschließungen an die Öffentlichkeit tritt, die in hohem Maße geeignet sind, das deutsch-polnische Einvernehmen zu stören.

+

In dem gleichen deutschfeindlichen Geist bewegte sich auch eine über alle polnischen Sender übertragene Rundfunkrede des Direktors des Westverbandes, Zalewski, dessen einflußreiche Stellung bereits dadurch gekennzeichnet ist, daß er Mitglied des Auswärtigen Sejmausschusses ist. Seine Ausführungen gipfelten in der die Tatsachen vollkommen auf den Kopf stellenden Feststellung, daß Polen die Verpflichtungen des Minderheitenabkommens restlos erfüllt habe, die polnische Minderheit in Deutschland dagegen nach wie vor verfolgt werde. Eine unwahre Behauptung gewinnt auch durch ihre hartnäckige Wiederholung nicht an Überzeugungskraft, und besonders dann nicht, wenn sie nicht einmal durch irgendwelche Angaben erhärtet werden kann. Die

erheblichen Fortschritte, die das Polentum in Deutschland auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiet zu verzeichnen hat und die ja eine freie Entfaltungsmöglichkeit der polnischen Minderheit zur Voraussetzung haben müssen, sind erst unlängst anläßlich der Jubiläumstagung des Polenbundes in Berlin von der gesamten polnischen Presse gewürdigt worden. Dagegen hat die deutsche Volksgruppe in Polen bei allen lebenswichtigen Fragen auch heute noch mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wenn die Ausführungen Zalewskis eine Entlastung für die unangenehm aufgefallene Tätigkeit des Westverbandes sein sollten, so haben sie ihren Zweck nicht erfüllt.

+

Als eine unmittelbare Folge der auf die vollständige Polonisierung der Westgebiete hinzielenden Aktion des Westverbandes ist die nach der Propagandawoche einsetzende Entlassung von deutschen Arbeitern und Angestellten in Pommerellen und Oberschlesien anzusehen. Während diese Entlassungen bisher immer mit angeblich wirtschaftlichen Notwendigkeiten begründet worden sind, deckt eine durch Zufall bekanntgewordene, zweifellos nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Verfügung des Starosten des Seekreises nun die eigentlichen politischen Hintergründe auf. Die einer Reihe von Großbetrieben zugegangene Anordnung enthält die Aufforderung, deutsche Arbeitnehmer, die ihre Kinder in deutsche Schulen schicken, zu entlassen. Es kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen, daß es sich auch bei allen anderen Entlassungen, denen kurz danach fast immer die Neueinstellung polnischer Arbeiter folgt, um ein von den Behörden unterstütztes oder sogar veranlaßtes Vorgehen handelt.

+

Die mit dem Grenzzonengesetz verbundene Gefährdung des deutschen Besitzes nimmt immer größere Ausmaße an. Wie von deutscher Seite festgestellt worden ist, ist bisher in mehr als 300 Fällen Deutschen die Genehmigung zur Übernahme ihres elterlichen Grundstücks versagt worden. In einer Reihe von Fällen ist sogar bereits die Aufforderung ergangen, die Grundstücke innerhalb 12 Monaten zu verkaufen. Falls dieser Aufforderung nicht entsprochen wird, erfolgt nach den Bestimmungen des Grenzzonengesetzes der einer fast entschädigungslosen Enteignung gleichkommende Zwangsverkauf.

Die Erwartung, daß das Grenzzonengesetz wenigstens bei dem Übergang von Grundbesitz im Erbfalle nicht zur Anwendung kommen werde, hat sich nicht erfüllt. Daß diese Maßnahme sich ausschließlich gegen den deutschen Besitz richtet, geht schon daraus hervor, daß sie in allen Wojewodschaften mit alleiniger Ausnahme von Pommerellen und Posen außer Kraft gesetzt ist. Falls nicht noch in absehbarer Zeit eine Änderung eintritt, besteht die Gefahr, daß tausenden von Deutschen ihr elementarstes Recht, den meist seit vielen Generationen in der Hand ihrer Vorfahren befindlichen Hof zu übernehmen, genommen wird.

+

Nach der Schließung einer ganzen Reihe deutscher Schulen, die in den letzten Monaten erfolgt ist, sollten zahlreiche deutsche Kinder polnischen Schulbetrieben zugeführt werden. Wo die Verhältnisse es gestatten, haben die Eltern die Einschulung ihrer Kinder in eine benachbarte deutsche Schule beantragt und sind, als diese Anträge in unbegreiflicher Weise abgelehnt wurden, in den Schulstreik getreten. Die polnischen Schulbehörden zeigten für den klar zum Ausdruck gekommenen Willen der deutschen Eltern, ihren Kindern eine deutsche Erziehung zuteilwerden zu lassen, keinerlei Verständnis und verhängten empfindliche Geldstrafen. In einzelnen Fällen, in denen die Erziehungsberechtigten eine gerichtliche Entscheidung beantragt haben, ist die Geldstrafe sogar in eine unwiderrufliche Gefängnisstrafe umgewandelt worden. Dafür, daß sie ihren Kindern deutschen Unterricht sichern wollten, müssen nun diese deutschen Väter oder Mütter für 6 bis 8 Wochen hinter Kerkermauern verbringen, während sonst sogar bei ehrenrührigen Vergehen meist eine Bewährungsfrist zugebilligt wird.

Zu gleicher Zeit wurden in Pommerellen und Posen zahlreiche Polen, die 1906/07 an dem allgemeinen polnischen Schulstreik teilgenommen hatten, um die Beibehaltung der

polnischen Sprache in den Schulen der früheren preußischen Ostprovinzen zu erzwingen, durch die Überreichung von Ehrenurkunden als Helden und Vorkämpfer des Polentums gefeiert. Es zeugt nicht von nationaler Duldsamkeit und politischer Weitsicht, wenn dasselbe Verhalten, das man bei polnischen Eltern in überschwänglichster Weise feiert, bei Deutschen mit hohen Strafen belegt. Dabei erinnert man in polnischen Kreisen auch heute noch vielfach an das seinerzeit geprägte Schlagwort von der „preußischen Knute", obwohl der preußische Staat aus freiem Willen mehr als 100 Jahre die polnische Sprache in zahllosen Schulen der Ostprovinzen zugelassen und dadurch beispielsweise die Polonisierung der in der Nähe von Posen angesiedelten rein deutschen Bamberger verschuldet hat, während man den Zustand, daß trotz des Vorliegens eindeutiger Verpflichtungen für Polen schon nach knapp 20 Jahren polnischer Herrschaft die überwiegende Mehrheit der deutschen Kinder keinen deutschen Unterricht mehr erhält, als selbstverständlich ansieht oder gar noch als polnische Toleranz ausgiebt.

+

Diese Unduldsamkeit gegenüber der deutschen Volksgruppe ist nicht nur in den Westwojewodschaften, sondern auf dem ganzen polnischen Staatsgebiet ein eiserner Bestandteil der polnischen Schulpolitik. Besonders schwer lastet der Druck auf der schnell anwachsenden, etwa 60 000 Personen zählenden deutschen Volksgruppe in Wolhynien. Bereits seit der im Jahre 1932 angeordneten Schließung aller in den deutschen Kolonistendörfern bestehenden sog. Kantoratsschulen waren die meisten deutschen Kinder polnischen Schulen ausgeliefert. Staatsschulen mit deutscher Unterrichtssprache wurden in keinem einzigen Fall in Betrieb gesetzt, selbst wenn in einem Ort 120 oder 150 deutsche Kinder vorhanden waren. Unter den größten Opfern war es lediglich gelungen, einige wenige deutsche Privatschulen einzurichten. Trotzdem durch den Bau von neuen Schulgebäuden und die Anstellung qualifizierter Lehrkräfte allen nur denkbaren Anforderungen der Schulbehörde Genüge getan worden ist, soll mit Beginn des neuen Schuljahres nun auch noch der verbliebene Rest des aus eigenen Mitteln unterhaltenen deutschen Schulwesens vernichtet werden.

+

Das alles sind Tatsachen und keine Thesen. Die Beantwortung der Frage aber, was der Verständigung der Völker schädlicher ist, diese Tatsachen selbst oder ihre rückhaltlose Festnagelung durch uns, können wir getrost dem Leser überlassen.

Deutsche unter der Sowjetgeißel

Entstehung, Organisation und Charakter der deutschen Siedlungen
Der Leidensweg der Rußlanddeutschen

Wo immer heute Deutsche im Ausland siedeln, müssen sie einen harten und schweren Abwehrkampf gegen die Anschläge auf ihre nationale Existenz führen. Dieser Abwehrkampf ist jeweils ein Ausschnitt aus dem in breiter Front geführten Weltkampf gegen das Deutschtum überhaupt, denn wie man die Machtmittel der internationalen Diplomatie zur wirtschaftlichen und politischen Bekämpfung des Deutschen Reiches einsetzt, so werden die Machtmittel einzelner Staaten zur Schwächung und Niederhaltung der deutschen Positionen im Ausland angewendet.

Alle Rücksichtslosigkeit und Schärfe, mit der in einzelnen Staaten der Kampf gegen das Deutschtum geführt wird, wird übertroffen von der barbarischen Brutalität der Behandlung des Deutschtums in der Sowjetunion. Die Mittel und Me-

thoden, die zur Brechung des Widerstandes angewendet werden, der sich bei der Einführung der bolschewistischen Wirtschaftsordnung in den einzelnen Republiken bemerkbar machte, sind bekannt und haben das wahre Gesicht der Sowjetherrschaft gezeigt. Sie bekamen auch das Deutschtum in der UdSSR. zu fühlen, die durch die nationalen Gegensätze eine weitere Verschärfung erfahren haben, besonders in den letzten Jahren, in denen in der Sowjetunion durch die Niederringung der KPD. eine maßlose Hetze gegen das nationalsozialistische Deutschland entfesselt wird. Und so ist der Weg, den heute das Deutschtum in der Sowjetunion gehen muß, von all den dornenvollen Wegen des Auslanddeutschtums der qualvollste.

\+

Die ersten deutschen Ansiedlungen im russischen Staatsgebiet wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegründet. In dem Streben, das russische Zarenreich zu „europäisieren" und europäische Kultur einzuführen, rief Peter der Große deutsche Wissenschaftler und Ärzte, Kaufleute und Offiziere ins Land als Lehrmeister von Volk und Staat. Die ersten Pioniere deutschen Kultur- und Geisteslebens, die an der Gründung Petersburgs hervorragenden Anteil nahmen, erhielten im Laufe der Jahrzehnte immer neuen Zuzug, so daß allmählich in allen bedeutenden Städten des Landes blühende deutsche Gemeindewesen entstanden, die vorbildlich für die Russen wurden. Besonders die deutschen Kirchenschulen fanden u. a. starke Beachtung und wurden bald auch zur Erziehungsstätte der Kinder wohlhabender russischer Familien. Vor Ausbruch des Weltkrieges gab es in Petersburg, Moskau, Odessa, Kiew, Saratov usw. bedeutende deutsche Gemeinden, die heute fast vollkommen vernichtet sind!

In der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt eine neue und entscheidende Phase in der deutschen Einwanderung: die riesigen Landerwerbungen des Zarenreiches bedeuten solange keinen Gewinn, als die Bodenschätze nicht gehoben und die Landflächen nicht ausgenutzt wurden, sie stellten aber auch eine Gefahr für die erworbenen Gebiete und neuen Staatsgrenzen überhaupt dar, da sie gegen die Angriffe der benachbarten räuberischen Nomadenstämme geradezu schutzlos waren. Mit den in diesen Gebietsteilen angesiedelten Russen hatte man keine besonders guten Erfahrungen gemacht. Und wie Peter der Große einst Wissenschaftler und Ärzte, Kaufleute und Offiziere ins Land gerufen hatte, so ließ Katharina II. deutsche Bauern anwerben für diese Gebiete. Ihnen war eine doppelte Aufgabe zugedacht: Pionierarbeit im Innern und Grenzschutz nach außen. Die Kaiserin hatte durch das bekannte Manifest vom 22. Juli 1763 die Rechte und Pflichten der deutschen Bauernkolonisten, die wohl geeignet waren, eine Werbekraft auszuüben, festgelegt.

Den Kolonisten wurde freie Religionsübung, Befreiung vom Militärdienst, Befreiung von allen Steuern für die Dauer von 30 Jahren, zollfreie Einfuhr des Vermögens, freie Wohnung im ersten Halbjahr, eigene Rechtsprechung, volle Bewegungsfreiheit usw. zugesichert. Überhaupt wird bei der Einrichtung „alle hülfliche Hand und Vorsorge dargeboten ... auf ewige Zeiten".

Den verlockenden Angeboten der russischen Werber waren über 27 000 Deutsche aller Berufe und aus allen deutschen Gauen gefolgt, die ihren Weg über Lübeck und Kronstadt an die Wolga nahmen.

Es blieben den hoffnungsfroh ausgezogenen deutschen Kolonisten die bittersten Enttäuschungen nicht erspart. Nach Jahren bitterer Not und unbeschreiblicher Entbehrungen in den ihnen zugewiesenen Siedlungsgebieten und zahlenmäßiger Verluste, die ihnen durch die Angriffe der räuberischen Nomadenstämme bereitet wurde, begann ein von Rückschlägen nicht freier Aufstieg der deutschen Bauernsiedlungen an der unteren Wolga.

Hier entstanden bis vor dem Weltkrieg 204 größere deutsche Ansiedlungen und eine beträchtliche Zahl kleiner deutscher Anwesen. Sie alle liegen im geschlossenen Siedlungsraum auf beiden Seiten des mächtigen Stromes und werden von ungefähr 650 000 bis 700 000 Deutschen bei einem Landbesitz von ungefähr 2,5 Millionen Hektar bewohnt.

Fast gleichzeitig wie an der unteren Wolga entstanden um Petersburg deutsche Bauerndörfer, deren Zahl vor dem Kriege auf 47 mit rund 20 000 Siedlern angestiegen war.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts entstehen in W o l h y n i e n deutsche Ansiedlungen. Polnische Gutsbesitzer beriefen auf ihre Landbesitzungen deutsche Landarbeiter und Pächter. Sie erwarteten von den Deutschen eine bessere Bewirtschaftung ihrer Güter und eine Hebung der landwirtschaftlichen Produktion im allgemeinen. Bis 1914 wurden ungefähr 250 000 Hektar Land von 250 000 Deutschen bearbeitet. Hier hatten viele deutsche Siedler Wolhyniens ihre deutsche Staatsbürgerschaft beibehalten, was ihnen besonders in der Kriegszeit zu großem Nachteil gereichte.

Unter anderen Umständen heraus entstanden die Siedlungen im S c h w a r z m e e r g e b i e t. Durch einen Erlaß der russischen Regierung vom 20. Februar 1804 wurde die qualitative Eignung der Siedler bei der Landzuteilung in den Vordergrund der Bedingungen gestellt, so daß für die Neusiedlung tatsächlich nur wirkliches Bauerntum zugelassen wurde. So entstanden am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres ursprünglich 209 deutsche Siedlungen — nicht geschlossen in einem Raum, sondern zerstreut in der Steppe. Unter ihnen befanden sich zahlreiche mennonitische Dörfer.

Ein neuer deutscher Auswandererstrom ergoß sich gegen Ausgang des letzten Jahrhunderts in das russische Landmeer, der die deutschen Kolonien in Sibirien und Mittelasien bildete.

Das Deutschtum in Rußland siedelte also im Wolgagebiet, um Petersburg, in Wolhynien, am Schwarzen Meer, in Sibirien und Mittelasien. Nach den beiden Volkszählungen, soweit man von solchen zuverlässig sprechen kann, gab es in Rußland 1897 ungefähr 1 791 000 Deutsche. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde die Zahl der Deutschen nicht unter 2 Millionen geschätzt. Nach der Volkszählung im Jahre 1926 gab es in den einzelnen Republiken insgesamt 1 238 486 Deutsche, die sich wie folgt verteilten:

RSFSR.	806 251
SSR. Ukraine	393 924
SSR. Weißrußland	7 075
SFSR. Transkaukasus	25 327
SSR. Usbekistan	4 646
SSR. Turkmenistan	1 263
Insgesamt in der USSR.	1 238 486

Heute ist die Zahl durch die Zustände in Bolschewikien weiter gesunken und dürfte die Millionengrenze unterschritten haben.

+

Die Tatsache, daß die deutschen Siedler als Geworbene und Gerufene nach Rußland gekommen waren, fand in der Zubilligung der f r e i e n S e l b s t v e r w a l t u n g der aus „wilder Wurzel" geschaffenen Kolonien ihren Ausdruck. Die Dorfgemeinden wählten sich ihren Dorfschulzen, mehrere Gemeinden bildeten ein Gebiet (Wolost), an dessen Spitze ein Oberschulze stand. Den russischen Kolonialbehörden fiel die Aufgabe zu, einerseits darüber zu wachen, daß die Kolonisten ihre Verpflichtungen gegenüber dem Staate einhielten und andererseits die deutschen Siedler in ihrem Eigenleben innerhalb ihrer Gemeinden zu schützen. In ihren Freiheiten und selbständigen Verwaltungsmöglichkeiten wurden sie in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts immer mehr und mehr eingeengt. Sie verloren Privileg um Privileg und wurden schließlich in die allgemeine russische Verwaltung eingeordnet. Je mehr die Kolonisten aber ihres staatlichen Schutzes beraubt wurden, um so intensiver klammerten sie sich an die Güter ihres Volkstums: Sprache, Sitte und besonders die Kirche. Gerade das religiöse Moment spielt im Leben der deutschen Siedler eine entscheidende Rolle. Religiöse Fragen waren es zumeist, die die Siedler überhaupt bewogen, das russische Angebot anzunehmen und ihre alte Heimat zu verlassen. Und so wurde die r e l i g i ö s e G e m e i n d e zum M i t t e l p u n k t d e s G e m e i n s c h a f t s l e b e n s überhaupt. Die freie Selbstverwaltung ihrer Gemeinde bot den deutschen Siedlern die unbeschränkte Möglichkeit des ihrem religiösen Charakter ent-

sprechenden Ausbaues — und Aufbaues ihrer Gemeinschaft, den Dr. H. Neusatz in seinem Buch: „Ein deutscher Todesweg" wie folgt charakterisiert:

„Die erste organische Einheit, die sich ein Häufchen von Kolonisten bei der Ansiedlung schuf, war stets die kirchliche Gemeinde, die Religionsgemeinschaft. Um sie gruppierten sich neben den geistlichen auch die geistigen Kräfte. Pastor und Küster waren die Sprecher der Gemeinde in Dingen verschiedenster Art. Die Kirchenfeste waren Volksfeste (wie etwa die Missionsfeste) und Volksfeste — Kirchenfeste. Auf sich allein angewiesen, verankerten sich die Kolonisten als Diasporagemeinden in dem Prinzip der Selbsthilfe im Rahmen der religiösen und nationalen Gemeinschaft. Das gilt für alle Konfessionen gleich. Alle soziale Fürsorge, für die es bei uns so viele Einrichtungen, Ämter und Kassen gibt, schufen sich die Kolonisten um ihre Kirche selbst. Armen- und Altersheime, Waisen- und Krankenkassen, Taubstummen- und andere Anstalten zeugten von hochentwickeltem Gemeinschaftssinn.

Die Kirchengemeinde sorgte von der Gründung an für den Unterricht der Schuljugend. Das war stets die erste Sorge der Kirche. Die Schulen der Kolonisten waren bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Kirchenschulen. Ihre Schulen unterhielten sie selbst. Religionsunterricht war Hauptfach. Der Geistliche hatte die Aufsicht über die Schule. Die Kenntnisse der Bibel, des Katechismus und des Gesangbuchs waren in vielen Fällen, wo wegen Entfernung, Mangel an Lehrern usw. nicht mehr geboten werden konnte (z. B. auf den Chutors), vielfach die einzige Grundlage für den Unterricht im Deutschen.

So ist die Kirche für die deutschen Kolonisten Rußlands infolge ihrer besonderen historischen Bedingtheiten und ihrer Entwicklung zum Hort deutschen Volkstums im besten Sinne des Wortes geworden. Sie ist die lebendige Gemeinschaft seiner heiligsten Güter, des Glaubens wie der Sprache und Sitte. Das sittliche und nationale Leben vermag der Kolonist nicht vom religiösen zu trennen, das Volkstum nicht von der Religionsgemeinschaft, Volk nicht von Kirche."

Diese religiöse Grundhaltung des deutschen Siedlers bestimmt seinen Charakter und die Eigenart seiner wirtschaftlichen und sozialen Struktur. Als freie Männer waren sie ins Land gekommen und Freiheit in der Ausübung ihres Glaubens und in dem Aufbau ihrer neuen Gemeinschaften hatten sie gefordert für die übernommene Verpflichtung, fremdes Land zu schützen und es durch seine Kultur zu bereichern. In rastloser Arbeit rangen sie dem Boden seine Schätze und Früchte ab, schufen Kulturland aus der jungfräulichen Wildnis und gaben der Landschaft ein neues Bild. Die *Freude am Schaffen* und der *Stolz am vollendeten Werk* sind charakteristische Wesenszüge des deutschen Siedlers gewesen. Die Arbeit ließ ihn selbständig und eigenwillig werden, er liebte als freier Mann seine Scholle, strebte stets weiter. Ein stark ausgeprägter *Familiensinn*, der von seiner tiefen religiösen Einstellung bestimmt wird, bildete die Grundlage seiner Gesellschaftsordnung.

„*In ihrer Arbeitsmethode sind sie freie Herren und in ihrem Wesen nach beste Träger deutschen Volkstums*", so sind die deutschen Siedler treffend gezeichnet. All das nun, was ihnen hoch und heilig ist: Familie, Sprache, Glaube, die freie Gemeinde, ihr deutsches Volkstum und ihre christliche Kirche ist nach der blutigen Revolution zum Zielpunkt der bolschewistischen Vernichtungspolitik geworden. Mit der Verteidigung ihres Kulturgutes gegen die bolschewistische Zerstörung beginnt die deutsche Passion in der UdSSR.

+

Drei Jahre hat es gedauert, bis die Herrschaft der Bolschewiken auf dem Lande begründet war. Es waren drei Jahre sinnlosen Mordens und Plünderns, Zerstörens und Vernichtens. Besonders die Grenzgebiete bekamen die Greuel eines bolschewistischen Bürgerkrieges zu spüren, hier tobten die Kämpfe der Revolutionäre und Gegenrevolutionäre, hier brandschatzten die entwurzelten Banden in ungehemmter Zügellosigkeit. Und es waren vornehmlich die Gebiete der deutschen Kolonisten, durch die der Bolschewismus seine blutigen Spuren

zog. Als die Zeit des Kriegskommunismus 1920 beendet war, da lag fruchtbares Bauernland verwüstet da und Millionen Menschen waren verhungert. Damals begann auch in den deutschen Bauerndörfern das große Massensterben: nicht als Folge von Mißernten, sondern des Wirtschaftsterrors des Bolschewismus. Was sich dort abspielte, läßt selbst eine kommunistische Darstellung klar erkennen *):

„Die Rote Armee und die Arbeiter mußten versorgt werden. Die (deutschen) Kulaken hatten Vorräte, gaben sie aber nicht heraus, da man ihnen nichts dafür geben konnte. Man muß es ihnen gewaltsam nehmen . . . .

Somit traf die erste Hungersnot die Wolgakolonien, entblößt von jeglichen Vorräten . . Evakuiert wurden oder geflüchtet sind 80 000 Menschen, an Hunger gestorben 50—70 000 Menschen."

In den Jahren Leninscher Wirtschaftspolitik war es dem deutschen Bauerntum möglich, sich einigermaßen zu erholen von den Wunden, die ihm der Kriegskommunismus geschlagen hat.

Mit der Verkündung des Stalinschen Fünfjahresplanes setzte die planmäßige Zerstörung der deutschen landwirtschaftlichen Selbsthilfeorganisationen ein. Damit wurde das Deutschtum jeden wirtschaftlichen Haltes beraubt, vom Boden entwurzelt, muß es zwischen bolschewistischem Staat und kommunistischer Partei aufgerieben werden. Mit den brutalsten Mitteln wurde nun die Proletarisierung und Entbäuerlichung durchgeführt.

In Berichten kommt die ganze Tragik der Rußlandbauern zum Ausdruck. Die Unmöglichkeit, das vorgeschriebene Getreidekontingent aufzubringen, wurden den deutschen Bauern als „böswillige Pflichtverletzung" ausgelegt und mit Gefängnis und Verbannung als „mildeste" Strafform bestraft. Als sich durch immer neue Strafbestimmungen die Lage der Rußlandbauern immer mehr und mehr verschärfte, da setzte in den Monaten August und September d. J. 1929 die berühmte Flucht der deutschen Rußlandbauern ein.

*) Bernhard Bartels: Die deutschen Bauern in Rußland. Einst und jetzt. Moskau 1928. S. 67/69.

Sogleich aber setzten die russischen Gegenmaßnahmen ein, da man in Moskau die Gefahren dieser Bauernansammlungen in den Städten nur zu scharf erkannte. So schildert ein deutscher Kolonist aus der Krim die bolschewistischen Gegenmaßnahmen:

„Viele in unserer Gegend haben auch schon ihre ganzen Sachen verkauft gehabt, sind dann aber nicht mehr fortgekommen; denn den Deutschen hat man überhaupt keine Fahrkarte mehr gegeben. Fast auf allen Stationen haben sich eine Masse Deutscher angesammelt, die nach Moskau wollten, aber sobald die Kasse geöffnet wurde und die Passagiere sich in Reihen wegen Fahrkarten aufstellten, so kamen Agenten aus der GPU., kontrollierten die Papiere aller Passagiere, und sobald sie einen Deutschen unter denselben trafen, führten sie ihn einfach aus der Reihe heraus und sagten: „Für euch Deutsche gibt es keine Fahrkarten!" Viele wurden auch in die GPU. geschleppt. So lagen nun die Leute mehrere Tage auf den Stationen und, da man sie nicht fortließ, so blieb ihnen nichts weiter übrig, als in ihre Heimat zurückzukehren. So lag zum Beispiel das ganze Dorf Toitobe in Taganasch. Als man sie nicht fortließ, kehrten sie nicht wieder in ihr Dorf zurück, sondern gingen nach Kopam, nahe bei Taganasch. Da kam nun ein Auto nach dem anderen aus der GPU., um die Leute zu überreden, sie möchten doch wieder in ihr Dorf zurückkehren. Auch wir waren fertig, loszugehen, kamen aber natürlich auch nicht fort. Verkauft hatten wir noch nicht. In vielen Dörfern, in denen die Leute fortgekommen waren, sah es ganz unheimlich aus. Da kam man ins Dorf auf einen Bauernhof. Die Hühner und das Vieh lief auf dem Hofe herum, in den Zimmern standen alle Möbel auf ihrem Platz, auf vielen Stellen stand sogar noch das Geschirr auf dem Tische, aus dem die Leute erst noch gegessen hatten, ehe sie flohen. So haben viele ihr ganzes Hab und Gut im Stich gelassen und nur gesorgt, daß sie wegkommen konnten. Als dieser Aufruhr anfing, da kam ein Auto ums andere mit Kommunisten ins Dorf, um die Leute zu überreden, sie möchten doch hierbleiben, möchten bedenken, in welches Unglück sie sich und ihre Kinder

stürzen wollen, aber da half nichts mehr, da gab es kein Zurück mehr. Jetzt, da die Deutschen nicht alle wegkommen konnten, holen sie in der Nacht einen nach dem anderen mit dem Auto ab. Viele Deutsche sind jetzt schon arretiert. Man sucht immer die Männer, die für die Auswanderung agitierten, daß sie aber selbst die Agitatoren sind, wollen sie nicht verstehen. Es wurde ihnen auch immer wieder auf den Versammlungen, die sie abhielten, gesagt: „Unsere Agitatoren für die Auswanderung sind:

1. die Verfolgung unserer Religion;
2. eure Getreidebeschaffung;
3. euer fünfjähriger Plan."

Aus unserem Dorf waren auch schon acht Mann arretiert, darunter eine Frau .... So wurden viele, viele Bauern ruiniert und ins Gefängnis gesteckt, und fast hauptsächlich Deutsche. Auch hat man fast in allen Dörfern die Kirche weggenommen und da rote Ecken eingerichtet. Auch in unserer Kirche hat man eine rote Ecke gegründet."

Mit der Zerstörung des bäuerlichen Eigentums und aller landwirtschaftlichen Organisationen parallel ging die Vernichtung des deutschen Kultur- und Kirchenlebens.

Durch die Bestimmungen über die Trennung von Kirche und Staat wurde die Kirche zu einem „nicht rechtsfähigen Privatverein, der unter strengster Kontrolle der Polizeibehörden stand und kein Vermögen besitzen durfte". Aller Kirchenbesitz, Gebäude, Einrichtungen und Vermögen gingen in Staatsbesitz über. Die Abhaltung von Gottesdiensten war an das Bezahlen fast unerschwinglicher Luxussteuern gebunden. Durch das Dekret vom 8. April 1929 wurde den Religionsgemeinschaften und mit ihnen dem gesamten Bildungs- und Erziehungswesen des Deutschtums, das mit ihnen verbunden war, der Todesstoß versetzt. So bestimmte der § 17:

„Es wird den religiösen Vereinigungen verboten:

a) Die Bildung von Unterstützungskassen, Genossenschaften usw.;
b) Die Gewährung materieller Unterstützungen an ihre Mitglieder;
c) Die Bildung sowohl von besonderen Kinder-, Jugend-, Frauen-, Gebets-(!) und anderen Versammlungen als auch von allgemeinen Bibel-, Literatur-, Handarbeits-, religiösen Unterweisungs- u. ä. Versammlungen, Gruppen, Kreisen, Abteilungen; ferner die Veranstaltung von Ausflügen und Kinderspielen, die Eröffnung von Büchereien und Lesezimmern, die Organisierung von Heilanstalten und ärztlicher Hilfe.

Nun setzte die Verfolgung deutscher Pastoren, Priester und Lehrer ein. Nur der geringste Versuch, ihre Berufspflichten zu erfüllen, wurde mit Gefängnis und Verbannung und bei Wiederholung mit dem Tode bestraft. Damit wurde dem Deutschtum in Rußland seine bisherige geistige Führerschicht geraubt.

Wir haben eingangs dargelegt, welche Rolle gerade die Kirche und das gesamte religiöse Leben bei den Deutschen in Rußland spielt und wie gerade ihre Einrichtung ein Hort des deutschen Kultur- und Volkslebens überhaupt geworden ist. Bei der engen Verbundenheit wird man ermessen können, was der Verlust dieser Grundfesten bedeutet.

Nun wurde ihnen ihre Religiosität zur politischen Unzuverläßlichkeit gestempelt, die Stätten ihrer Erbauung gesperrt und zerstört, die Priester verfolgt und der Glaube an Gott als Staatsverbrechen erklärt. Die Grundlagen der Gemeinden, die Familien, zerstört und der Boden genommen, und ihnen eine neue Lebensform aufgezwungen, nicht mehr anerkannt, was ihnen bisher heilig war: Volkstum, Glaube und Boden. Ihre enge Bindung an die kirchliche Gemeinschaft, die ihre Stärke war, ist ihnen geradezu zum Verhängnis geworden. Damit ist aber zugleich die Nationalitätenbehandlung durch den Bolschewismus im schärfsten Lichte beleuchtet. Er anerkennt nicht die Eigenart von Blut und Rasse, sondern sieht in den Völkern nur zwei Klassen, Besitzer und Schaffende, Kapitalisten und Proletarier, Ausbeuter und Ausgebeutete. Er wendet sich daher den „Proletariern" zu, nicht um aus ihnen Besitzende

zu machen, sondern mit ihnen aus den Besitzenden Proletarier zu machen. Und in diesem Streben kennen sie keine Nationen, nur Klassen. „Die Bolschewiki", so sagte ein Sozialrevolutionär selbst, „verließen die Schützengräben der Nation und warfen die Schützengräben zwischen Klassen auf!"

Aus den blühenden deutschen Dörfern in Rußland, die ein gottergebenes und arbeitsames Bauerntum geschaffen und ausgebaut haben, und aus den fruchtbaren Feldern und Ländereien, die es urbar gemacht und gepflegt hat, haben die sechzehn Jahre kommunistischer Herrschaft Stätten des Elends und der Verwüstung gemacht. Die schmucken Bauernhäuser sind verfallen, sind Hütten geworden, in denen ein seelisch gebrochenes und verzweifeltes Menschentum haust, das die Segnungen der bolschewistischen Herrschaft in allen Phasen und auf allen Gebieten dieses Erdendaseins durchlebt hat. Die Felder, die die Traktoren durchfuhren, werfen auch nicht annähernd mehr den gleichen Ertrag von ehedem ab. Auch der Boden bedarf der liebevollen Behandlung durch den Menschen! Und so bietet sich überall ein Bild der Zerstörung und des Entsetzens. Das Klagelied der deutschen Menschen auf ihrem Leidensweg, es ist stets das gleiche und in seiner Einfachheit erschütternd: Hunger, Not, Verzweiflung. „Wir sind alle krank", so lautet der Verzweiflungsruf eines jungen Deutschen, mit dem ich diese Abhandlung schließen will: „Wenn du wissen würdest, was wir schon durchgemacht haben, dann würden dir die Haare zu Berge stehen. Es sind eine Menge, Menge Deutsche hier! Gibt es denn für uns keine Hilfe mehr? Kann uns denn niemand mehr retten? Vergiß deine deutschen Brüder nicht. Wenn keine Hilfe in Bälde kommt, sind wir alle verloren!"

Karl Biererbl.

Ein leidvoller Befreiungstag

Der Sturm der deutschen Freikorps auf Riga

Am 22. Mai dieses Jahres jährt sich zum 19. Male jener denkwürdige Tag, den die Chronisten einst als den schwärzesten in der Geschichte des baltischen Deutschtums verzeichnen werden. — Dies mag unverständlich klingen, wenn man dazu erfährt, daß dieser 22. Mai 1919 auch der Tag war, an dem Riga durch die deutschen Freikorps von den Bolschewisten befreit wurde und an dem die baltische Passionszeit unter der Bolschewistenherrschaft zu Ende ging. Und doch war es gerade diese Befreiungsstunde, die der deutsch-baltischen Bevölkerung Rigas so schwere Wunden geschlagen hatte, daß sie in ihrem ersten Schmerz der Freiheit nicht recht froh zu werden vermochte.

Als am Morgen des 22. Mai die Sonne über dieser schönen alten deutschen Ordensstadt aufging, ahnte das erwachende deutsche Riga noch nicht, daß der anbrechende Tag ihm die Freiheit bringen würde, und eine dumpfe Hoffnungslosigkeit lastete über der Stadt. In seltsamem Gegensatz zu dieser verzagten Stimmung der Menschen, die nicht mehr daran zu glauben wagten, daß ihnen jemals noch die Befreiungsstunde schlagen würde, jubilierte draußen der Frühling. In den Stadtanlagen schimmerte überall in leuchtenden Farben das erste Grün der Bäume und im Wörmann'schen Park standen die Sträucher in voller Blütenpracht, durch die der laue Morgenwind strich und duftende Fliederblüten über die Dächer der Stadt streute. — Es mutete wie ein Irrtum der Natur an, daß der Frühling in dieser Stadt Einzug gehalten hat, über die so schweres Leid hereingebrochen war. So schlecht paßte das Lachen der Sonne, der Gesang der Vögel und der Duft der aufbrechenden Erde in diese Stadt, in der

Modergeruch zu dieser Totenstimmung besser gepaßt hätte, von der sie erfüllt war. Hatte doch der gefürchtete Henker der bolschewistischen Revolution, der Lette Stutschka in Riga ein grausiges Blutregiment errichtet, dem täglich die verhaßten deutsch-baltischen „burjuis" zum Opfer fielen, die, ob würdige Matronen, blutjunge Menschenkinder oder hochgewachsene, greise Edelleute, in einer unnachahmlich würdigen Haltung ihren letzten Gang in den Pickern'schen Wald gingen, wo sie ihr eigenes Grab schaufeln mußten und es den höhnenden Bolschewisten doch so schwer machten, sie demütigen zu können. — Auch am Morgen dieses 22. Mai konnte man inmitten des Fahrdamms vieler Straßen schweigsame Menschengruppen sehen, die, von den sogenannten Flintenweibern, den bewaffneten weiblichen Milizionären mit Kolbenschlägen angetrieben, von einem zum anderen der überfüllten Gefängnisse geführt wurden. Nicht selten spielten sich um diese Gruppen herzzerreißende Szenen ab, da verzweifelte Mütter sich von ihren Kindern, die die Bolschewisten als Geiseln mitgenommen hatten, nicht trennen wollten und den Gefangenentransporten nachfolgten, wobei sie von den entmenschten Hetären brutal niedergeschlagen wurden. —

Sonst war an diesem Morgen alles ruhig und nichts geschah, was auf eine ungewöhnliche Nervosität und Unruhe bei den Bolschewisten hindeutete. Mit den Händen in den Hosentaschen und der Zigarette im Mundwinkel standen die Rotarmisten vor ihren Kasernen herum oder flegelten sich auf den Bänken der Anlagen, wo sie sich einen besonderen Spaß daraus machten, vorbeikommenden Frauen und Mädchen unflätige Worte nachzurufen. Erst um die Mittagszeit fiel im Gegensatz zu anderen Tagen die verstärkte Tätigkeit der „feindlichen" Beobachtungsflieger auf, die von den Roten wütend unter Feuer genommen wurden. Aber auch das entfernte Donnergeroll der Geschütze hatte sich zusehends verstärkt und schien sehr schnell näher zu kommen. Und plötzlich, noch ehe man fassen konnte, was geschehen war, stürmten die ersten Bolschewisten in aufgelösten Haufen und in wilder Flucht durch die Straßen der Stadt. Während der eine Teil der Fliehenden in Todesängsten danach trachtete, der Umzingelung zu entgehen und die Landstraße zu erreichen, suchte der andere Teil in Kellern und Böden Unterschlupf zu finden, um die „Weißen" noch bei ihrem Einzug in die Stadt hinterrücks niederzuschießen. —

Das deutsche Freikorps, das an diesem Tage Unmenschliches geleistet hatte und für die Roten völlig unerwartet zum entscheidenden Schlag zur Befreiung Rigas ausholte, wußte, warum es mit einer solchen Verbissenheit in dieser Stunde auf Tod und Leben kämpfte. Denn es war bekannt geworden, daß die Bolschewisten für die darauffolgende Nacht ein furchtbares Gemetzel in den Gefängnissen geplant hatten und die als Geiseln gefangengehaltenen „burjuis" umbringen wollten. — Mit verbissenem, entschlossenem Gesichtsausdruck stürmte als erster der junge Balte v. Manteufel als Führer einer kleinen Schar der Freikorpskämpfer über die Dünabrücke. Doch noch ehe er Rigaer Boden betreten konnte, sank er, von einer feindlichen Kugel getroffen, nieder und starb den Heldentod für seine Heimat. — Aber nichts vermochte mehr die anstürmenden Freikorpskämpfer davon abhalten, ihr Befreiungswerk zu vollenden. Denn es war keine Zeit mehr zu verlieren, wollte man noch rechtzeitig das Telefonkabel durchschneiden, das das an der Düna gelegene Zitadellen-Gefängnis mit dem außerhalb der Stadt gelegenen Zentral-Gefängnis verband. Noch war es nicht zu spät dazu! — Doch wehe, wenn sie ihren Genossen im Zentralgefängnis telefonisch mitteilen würden, daß die Deutschen bereits in Riga eingedrungen seien, damit sie das ausführen könnten, wozu ihnen die Befreier, die bereits unter die Türangeln der schweren Gefängnistore Sprengkapseln legten, keine Zeit mehr ließen. — Diese Befürchtung war leider nur zu sehr berechtigt. — Während die Gefangenen aus der Zitadelle befreit werden konnten, hatten die Bolschewisten im Zentralgefängnis auf Befehl des berüchtigten, einbeinigen Aufsehers, den die Gefangenen „Stelzfuß" nannten, ihr teuflisches Werk vollbracht. — Die Leichen dieser baltischen Märtyrer waren noch warm, als ihre Söhne und Brüder, die im deutschen Freikorps kämpften, sie hier fanden und in stummem Schmerz vor ihnen niederknieten. Blauer Pulverdunst stand noch über den roten Mauern des Gefängnishofes, in dem die roten Henker noch in der Befreiungsstunde Rigas ihre wehrlosen Opfer hinausgetrieben hatten und die nun in einem

grauenvollen Halbkreise, gleichsam niedergemäht, mit verkrampften Gliedern und verzerrten Gesichtern in ihrem Blute lagen.

Am 23. Mai war es seltsam still in Riga. Zum Glück der Bevölkerung über die Befreiung vom roten Joch hatte sich die Trauer um die Opfer im Zentralgefängnis gesellt, unter denen sich neben vielen achtbaren Männern auch sämtliche Pastoren der evangelischen Kirchen Rigas befanden. Nachdem die Kirchenglocken so lange geschwiegen hatten, läuteten sie an diesem ersten Befreiungstage lange und es schien, als ob auch sie über den Tod dieser Märtyrer ihres Glaubens und ihres Deutschtums klagten. — Nur langsam löste sich das Entsetzen über die bolschewistische Schreckenstat und langsam zog auch das Glück über die neugewonnene Freiheit in die Herzen der schwergeprüften Deutsch-Balten.

Nikolaus von Wruck.

Pläne und Schöpfungen weltorganisatorischer oder paneuropäischer Art suchen der Idee des Weltfriedens und der Völkergerechtigkeit oder dem Sonderinteresse der Gewinner zu dienen und vergessen, daß es eine Idee und eine Organisation gegeben hat, die sich auf natürlichen Raumbedingungen aufbaute, das nationale mit dem universal-übernationalen Moment, wenngleich in unvollkommener Weise, vereinte und der geopolitischen und kulturellen Dreiteilung unseres Erdteils entsprach: ein Mitteleuropa, das freilich fließende räumliche, ethnographische und religiöse Grenzen im Osten aufwies, bei zunehmender Verengung aber doch die Weihe vieler Jahrhunderte und die Bewährung in zahllosen Feuerproben für sich anführen durfte. Wenn das deutsche Volk seinen Lebensraum in der Mitte Europas wiedergewinnen will, dann muß es sich dieser seiner Lebensnotwendigkeit selbst erst ganz wieder bewußt werden, und die nichtdeutschen Völker auf mitteleuropäischem Boden müssen sich der kulturellen Werte deutscher Führung und der Sicherung ihrer Volksindividualitäten in einer von Großdeutschland geleiteten neuen Gemeinschaft ebenso klar werden. Alle bedürfen, unbeschadet des geistigen und wirtschaftlichen Weltzusammenhanges aller Kulturvölker, der Erkenntnis, wie unverlierbar Natur und Geschichte eine Schicksalsgemeinschaft der Erdteilsmitte geknüpft haben.

Heinrich Ritter von Srbik, 1926

Du mußt wissen, daß . . . .

. . . . das Posener Schulkuratorium am 10. Mai 1938 die Schließung von drei deutschen Privatvolksschulen zum 30. Juni 1938 angeordnet hat. Diese Maßnahme wird mit einem Paragraphen aus einem Gesetz vom 11. März 1932 über die privaten Schulen, Lehr- und Erziehungsanstalten Polens begründet. Der betreffende Absatz besagt, daß eine Privatschule geschlossen werden kann, „wenn das Niveau des Unterrichts und der Erziehung in der Schule im Laufe der letzten drei Jahre ungenügend war". Mit dieser Schulschließung hat die deutsche Bevölkerung Westpolens in einem Jahr nicht weniger als 5 Schulen verloren und zwar solche Schulen, die nach dem Übergang der deutschen Westgebiete in den polnischen Staatsverband gegründet und bis heute mit den Opfern der deutschen Volksgruppe unterhalten wurden.

+

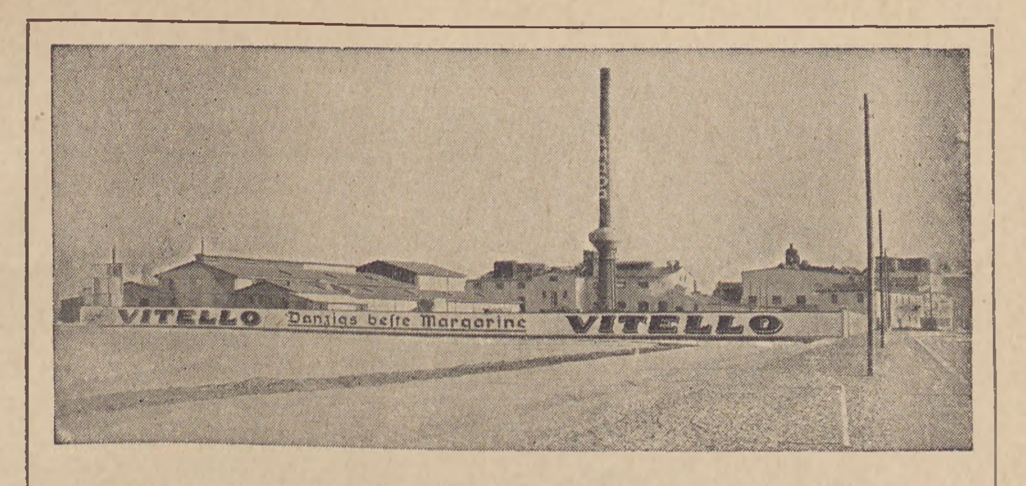
. . . . die zahlenmäßig geringe polnische Minderheit in Danzig, welche im Danziger Parlament von 72 Abgeordneten nur zwei Mandate inne hat, die denkbar größte Bewegungsfreiheit besitzt. Das kommt in den Veranstaltungen der zahlreichen polnischen Vereinigungen zum Ausdruck, die dauernd unter Beteiligung auswärtiger Polen stattfinden können. Am Sonntag, den 22. Mai, durften 1500 polnische Pfadfinder in einem Vorort Danzigs ihre Zelte aufschlagen und eine Tagung abwickeln. Die Mehrzahl der Teilnehmer stammte nicht aus Danzig. Über den Verlauf einer Kundgebung schreibt die in Gdingen erscheinende regierungsfreundliche polnische Zeitung „Kurjer Baltycki" wörtlich: „Im Augenblick des Eintreffens des Ministers Chodacki im Stadion begann die feierliche Feldmesse, zelebriert von dem Kaplan des Danziger Pfadfinderfähnleins. Nach der Messe hielt Min. Chodacki eine kurze Rede, die er mit den Worten schloß: „Ihr seid unsere Zukunft. Ich wünsche Euch, daß Ihr eine siegreiche Zukunft seid." Dann fand die halbstündige Defilade der beiden Fähnlein, des weiblichen und männlichen, statt. Unmittelbar nach Beendigung des Vorbeimarsches begannen die Schauübungen, unter denen sich eine lebende Landkarte Polens hervorhob. Die Grenzen und der Lauf der Weichsel wurden durch Pfadfinderinnen bezeichnet, von denen jede eine Flagge mit weiß-roten oder blauen Farben hielt. Um 16 Uhr marschierten beide Fähnlein in geschlossener Reihe mit Fahnen durch die Hauptstraßen Danzigs."

+

. . . . die „Friedenshütte" in Ostoberschlesien 14 deutschen Arbeitern zum 26. Mai 1938 wegen „Nichteignung" gekündigt hat. Sämtliche Betroffenen sind qualifizierte Facharbeiter, die Nichteignung besteht für die Verwaltung darin, daß sie zu den Gekündigten als Angehörigen der deutschen Minderheit kein Vertrauen haben kann. Deshalb sollen sie zur Arbeit ungeeignet sein.

+

. . . . die Prager Regierung ihre Staatsausgaben von 1934 bis 1937, also in drei Jahren, insgesamt um 10,3 v. H. erhöhte, während sie von 1937 bis 1938 plötzlich um nicht weniger als 61 v. H. in die Höhe sprangen. Nach wörtlichen Ausführungen des Finanzministers anläßlich des Staatshaushaltsvoranschlages geht diese Erhöhung auf Konto der Ausgaben für die Ausrüstung der Armee und für die Grenzbefestigungen. Die Ausgaben dafür, die ordentlichen und die außerordentlichen ergeben nach den Haushaltszahlen nicht weniger als 32,7 v. H. der gesamten Staatsausgaben. Ebenso kostspielig ist der „Krieg", den Prag im deutschen Sprachgebiet führt: Im deutschen Sprachgebiet gibt es nicht weniger als 1274 Grenzlerschulen, das sind tschechische Schulen, in denen es zwar nur wenige Kinder, natürlich meist deutsche gibt. Diese Schulen sind die Festungen in dem Krieg gegen das sudetendeutsche Volkstum. Für sie wurden 1937 4,4 Millionen mehr ausgegeben als 1936, für 1938 ist noch ein weiterer Mehrbetrag von 9 Millionen hinzugekommen, so daß in diesem Jahr 132 Millionen an Staatsgeldern für diesen Zweck ausgegeben werden, das ist eineinhalb mal soviel wie die gesamte Grundsteuer für die Staatskasse überhaupt einbringt.



„AMADA"

MARGARINE-WERKE

DANZIG

Einer der hellen, schönen Büroräume der Firma **Dr. August Oetker, Oliva**

„Der Deutsche im Osten" Heft 1—3 enthielt u. a. folgende Beiträge:

Der Deutsche im Osten, Plan und Aufgabe — Rob. Hohlbaum: Österreich — A. Reiß: Der Flirt über die litauische Mauer — Karl Viererbl: Bayrisches Grenzland — Ernst Birke: Schlesiens Wirkungen ins Vorfeld — Heinz Kindermann: Nordostdeutsche Dichtung der Gegenwart — W. Daitz: Deutschland und der Ostseeraum — Niels von Holst: Kunst des Baltenlandes — deutsche Kolonialkunst — Karl Hans Fuchs: Pilsudski — Tragik und Grenzen seiner Persönlichkeit — Novellen von H. Fr. Blunck und Paul Brock — Gedichte von Martin Damß, Herybert Menzel, Paul Niekrawietz, Erich Post, Thilo von Trotha — Zahlreiche Bilder und Kunstdruckblätter.

Herausgeber: Wilhelm Zarske
unter Mitwirkung von Hans R. Wiese-Breslau.

Schriftleiter: Dr. Karl Hans Fuchs (verantwortlich für den Gesamtinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Vorstädtischer Graben 40. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Wilhelm Stephan. Druck A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Auslieferung für das Deutsche Reich und das Ausland: F. E. Fischer, Leipzig C 1, Kurze Straße 8, für Danzig und Polen: Danziger Vorposten-Buchhandlung, Danzig, Jopengasse 11.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Preis des Einzelheftes: 1,50 RM (DG. 1,50)

Bezugspreis: 3,50 RM vierteljährlich (DG. 4,— vierteljährlich).